Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Vierzehnter Jahrgang

Nr. 1 — Marburg i. H., den 4. Januar — 1900

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1581 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Neujahr — Im Anfang war das Wort — Zur Frage der leiblichen Auferstehung Jesu Christi — Evangelisch-Pädagogisches — Zuspruch — Dienstbotennot. Erste Hälfte — El Azhar — Glossen zu einem Rückertschen Gedicht — Verschiedenes: Das neue deutsche Recht; Die kirchliche Aufgabe im neuen Jahrhundert — An unsere Leser — Das neue Jahrhundert — Anzeigen

Neujahr

Herr der Zeit, der Menschen Gott!
Hör mich an, du kannst es geben.
Laß beim Neujahrs-Morgenrot
Mich ein neues Jahr erleben!

Manchmal schon im neuen Jahr
Merkt ich hinterher voll Kummer,
Daß es noch das alte war,
Nur verändert wär die Nummer.

Altes Quälen, alte Reu,
Und ich vor dem alten Karren —
Ach, ein Neujahr, wirklich neu,
Das mich hielte nicht zum Narren!

Laß michs finden, herrlich nah,
Gott, mein Gott! Wie ichs für Stunden
Schon auf meinem Wege sah,
Und wies immer bald entschwunden.

Sieh, ich weiß, was Neujahr heißt
Unter dieser alten Sonnen:
Giebst du mir den heilgen Geist,
Hat ein neues Jahr begonnen!

Im Anfang war das Wort

Joh. 1, 1

Hohe Worte, fromme Worte, heilige Worte, scherzende, leichtsinnige Worte, freundliche, gütige, zärtliche Worte: so ist das neue Jahr den Menschen aufgegangen. Nein, das neue Jahrhundert! Die Menschen konntens nicht erwarten, des neuen Jahrhunderts Anfang zu erleben. Nicht um historischer Finessen willen, weil Claudius Ptolemäus es so gewollt, haben sie gedrängt und haben Staaten und Kirchen eingewilligt. Nein, weil es die Menge nicht erwarten konnte, in dem Ereignis sich zu berauschen, weil man mit der Sensation sich beeilen mußte, als gälte es den Konkurrenzkampf um eine Novität auf der Bühne — darum haben wir mit der Jahreszahl 1900 ein neues Jahrhundert begonnen. Und die hohen Worte sind nun gemacht worden in den Zeitungen und auf den Kanzeln, ernste, fromme Worte auch sonst in Briefen oder von Mund zu Mund, wo Menschen fromm sind oder es sein oder es scheinen wollen, zärtliche, liebreiche Worte überall, wo man sich lieb hat, und scherzend leichtfertige, witzige und unwitzige Worte doch vielleicht am allermeisten und bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten.

Der Rausch der Worte ist vorüber. Noch folgt solidere Kost: Vorträge, Broschüren, dicke Bücher, zur Feier der Jahrhundertwende. Das ganze Jahr wird mehr oder minder unter diesem Zeichen stehn. Nicht daß wir darauf schelten. Nur das Uebermaß, das Echauffement ist das Fatale. Wie sollten im übrigen wir dazu kommen, auf die Herrschaft des Wortes in dieser Zeit zu zürnen! Sind doch auch wir Diener, Beamte des Wortes! Was ist eine Zeitung? Worte!

Es gehört zu den Anfechtungen, die über den Zeitungsschreiber jeweilen kommen müssen, wenn er ein Mensch ist, wenn er ein Gewissen hat, wie über jeden berufsmäßigen Redner auch, daß ihm ein Zweifel kommt an dem Wert des Wortemachens, vielleicht auch ein Ekel dran. Und wer hätte nicht schon mit aufgeatmet, wenn er dem Bibel übersetzenden Faust bei seiner Arbeit folgte und mit ihm zu Joh. 1, 1 die große Verbesserung fand: Im Anfang war die That!

Dennoch steht geschrieben und bleibt geschrieben Joh. 1, 1: Im Anfang war das Wort. Kein Faust löscht es dort aus. Und es wäre auch nicht gut für die Menschheit.

Denn leere Worte zwar haben wenig Wert. Sie sind höchstens ein Spiel, oft eine Schlechtigkeit. Aber rechte Worte sind Thaten. Und was wären Thaten ohne Worte? Das Teuerste und Innigste hätten wir nicht, das Größte und Gewaltigste kännten wir nicht, wenn uns nur Thaten zu Gebote stünden und nicht Worte. Diese lebendig wimmelnde Menschenwelt eine Welt ohne Worte? Wie arm wäre sie, wie öde, wie aller Würde bar! Und es fragt sich noch, was mehr zu dem Reichtum unsers Lebens an Glück und Unglück beiträgt, die Thaten oder die Worte. Es ist schon lange her, da fanden Philosophen in den Worten, den Namen, das eigentlich Seiende der Dinge, ihr Wesen. So phantasieren wir nicht mehr. Aber das große Verbindungsmittel der Geister, das gewisseste Erkennungszeichen menschlicher Art, ein Stück unsers Wesens ist das Wort. Und diesen uns mit auf den Lebensweg gegebenen Schatz recht zu verwalten bleibt mit die vornehmste Lebenskunst, die wir üben können.

Johannes aber sagt wahr: Im Anfang war das Wort. Im Anfang, als Etwas anfing zu sein und zu werden, da war nicht nur der Gott, der das alles wollte und schuf: nein, dieser Gott war selbst das Wort, d. i. eine Macht der Mitteilung und Enthüllung. Und er wollte sich mitteilen und enthüllen in der Welt, die nach seinem Willen ward, und in der Geschichte dieser Welt und der Menschen auf ihr, die nunmehr geschah.

Als Christen haben wir den Glauben, daß in der Welt und über dem Weltgeschehen ein Gott waltet, der eine Stimme hat, uns warnehmbar, der selber ein Wort ist, uns verständlich. Woher haben wir den Glauben? Nirgends anders her als Johannes auch, da er weiterhin unerhörte Dinge redet: Das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit als die Herrlichkeit eines eingebornen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit. Durch die tausend und abertausend Menschenstimmen hindurch, von denen die Jahrhunderte tönen, dringt seine Stimme deutlich zu uns: da

ist Nichts, das wir machten, dazu wir uns zwängen; Jesus Christus greift uns ans Herz und ans Gewissen; wir fühlen den Gruß der ewigen Gottheit in unsrer Seele — — das Wort, das im Anfang war, redet zu uns, mitteilend, enthüllend, beugend und erhebend, stärkend und stillend; und wir wandeln erhobenen Angesichts weiter auf rauher, staubiger, steiler Straße, selige Kinder der ewigen Liebe. R

Zur Frage der leiblichen Auferstehung Jesu Christi

Was von dem Fall Weingart bis jetzt bekannt geworden ist, war dazu angethan, jeden Leser, dem das Heil unserer Kirche am Herzen liegt, aufs tiefste zu bewegen. Aber es gilt die Bewegung des Herzens zu meistern und nach einem klaren, ruhigen Urteil zu streben. Dazu gehört aber nicht bloß die genaue Feststellung des Thatbestandes, von dem sich aus den bisherigen Berichten noch nicht in allen Punkten ein deutliches Bild gewinnen läßt, sondern vor allem auch eine ihrer Gründe sich bewußte Stellungnahme zu den einschlagenden kirchenrechtlichen, ethischen und dogmatischen Fragen. Gerade jetzt, da das endgiltige Urteil über den einzelnen Vorgang noch zurückhalten muß, ist die rechte Zeit, sich aufs neue diese allgemeinen Fragen zu überlegen. In diesem Sinn hat der Herausgeber des Blattes in Nr. 47 die Thesen von Hermann Schultz über Bekenntnis und Bekenntnisverpflichtung mitgeteilt, denen eine große Zahl von Geistlichen und Theologen zustimmen wird. In diesem Sinn möchte ich auch versuchen, für die Beurteilung der besonderen dogmatischen Frage, die diesmal in den Mittelpunkt gerückt ist, der Frage der leiblichen Auferstehung Jesu Christi, einige Gesichtspunkte an die Hand zu geben. Nicht durch originelle Gedanken möchte ich dabei blenden, sondern nur darlegen, was sich mir als wichtigster Ertrag der gemeinsamen theologischen Arbeit in der bezeichneten Frage darstellt, zugleich als geeigneter Vereinigungsboden auch für solche, deren Ergebnisse im Einzelnen mannigfach auseinandergehen mögen. Ich versuche es, indem ich in den folgenden fünf Abschnitten nach einander fünf Hauptthesen entwickle. Auch wo meine Begründung der Thesen Bedenken weckt, werden doch vielleicht die Thesen selbst Billigung finden.

1

Wenn wir das Glaubensleben der neutestamentlichen Gemeinde in seiner inneren Einheitlichkeit und seiner überwältigenden Macht verstehen wollen, müssen wir zugestehen, daß dieses Glaubensleben unablösbar ist von der Beziehung auf Jesum Christum als den erhöhten Herrn, dem die Gläubigen leben und von dem sie gewiß sind, daß er mit seinem Geist unter und in ihnen gegenwärtig und wirksam ist.

Gehört dies auch zum Glaubensleben der heutigen Christengemeinde? Ich antworte darauf mit einem entschiedenen Ja. Mögen Manche von uns noch so stark darauf hinweisen, daß der christliche Glaube seinen letzten Grund und Halt nur finden kann, wenn er sich an den „geschichtlichen“ Jesus Christus, d. h. an die unserer menschlichen Geschichte angehörende Gestalt des Sünderheilands, und an die von ihm in der Christenheit ausgehenden Geisteswirkungen hält, das hindert in keiner Weise an der freudigen Zustimmung zu dem Satz, daß wirklicher Glaube an Jesum als unsern Herrn notwendig über die Schranken seines irdischen Lebens hinausgreifen und zu ihm als dem Lebendigen und Gegenwärtigen aufschauen muß. Wohl kann und darf auch hier die theologische Denkarbeit nicht beschränkt werden: in seinem theologischen Denken wird der Eine vielleicht gegenüber manchen anschaulichen Vorstellungen von der Lebensform des erhöhten Herrn kritische Zurückhaltung üben, der Andere sich mit voller Unbefangenheit darin bewegen; ebenso mag der Eine an dem lebendigen Wirken die geschichtlichen Vermittlungen, an die es geknüpft ist, stark betonen, der Andere die Unmittelbarkeit der Gemeinschaft mit dem Herrn des Geistes hervorheben. Aber die Richtung des Herzens und Lebens auf Christum als unser lebendiges Haupt darf uns, seiner Gemeinde, nicht fehlen. Sonst verliert Christus seine Stellung als Herr und unser Christenleben seinen jenseitigen Zug.

Und dies gilt auch für die kirchliche Verkündigung: solange sie überhaupt den Zusammenhang mit dem ursprünglichen Christentum und dem Evangelium der Reformation erhalten will, muß sie das Zeugnis von dem fortlebenden und fortwirkenden Christus in der Gemeinde kräftig laut werden lassen. Eine irgendwie angeregte Gemeinde wird auch stets eine große Feinfühligkeit dafür besitzen, ob der Prediger wirklich den lebendigen Jesus Christus predigt, von dem der Katechismus sagt, daß er sei „mein Herr, der mich erlöst hat, auf daß ich sein eigen sei und in seinem Reich unter ihm lebe und ihm diene in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit, gleichwie er ist auferstanden vom Tode, lebet und regieret in Ewigkeit.“ Daher

These 1: Dem Glauben an Jesus Christus und der kirchlichen Verkündigung ist es wesentlich, über die Grenzen des irdischen Lebens Jesu hinauszugreifen und ihn als den lebendigen, gegenwärtigen und wirksamen Herrn seiner Gemeinde zu bekennen.

2

Blicken wir wieder zurück auf das Neue Testament, so kann kein Zweifel sein, daß der ersten Gemeinde die Gewißheit von dem Fortleben und Fortwirken ihres Herrn aus seinen Erscheinungen nach dem Kreuzestod erwachsen ist. Dafür haben wir nicht nur einzelne historische Zeugnisse, die unanfechtbar sind, vor allem in den Briefen des Apostels Paulus, sondern die ganze Existenz der ersten Gemeinde selbst giebt den Beweis dafür: in der Gewißheit, daß sie den Herrn als den Lebendigen gesehen, haben die Jünger den niederschmetternden Eindruck seines Kreuzestodes überwunden und ein glaubensmutiges Bekenntnis vor der Welt gewagt. Und durch die Botschaft von dem auferstandenen und ihnen erschienenen Christus haben sie die Völkerkirche begründet.

Darum können auch wir an den uns berichteten Erscheinungen des Gekreuzigten nicht achtlos vorübergehen. Sie fordern nicht nur unser geschichtliches Interesse und unsere wissenschaftliche Untersuchung, sondern unser persönliches Glaubensinteresse und unser selbständiges Glaubensurteil. Nur solange kann sich Einer als vollbürtiges Glied der christlichen, durch das apostolische Zeugnis gegründeten Gemeinde betrachten, als er aus voller Ueberzeugung das Glaubensurteil fällt: die Erscheinungen, welche die ersten Jünger erlebten und verkündeten, waren nicht leere Träume und „Märlein“, sondern sie sind ein wesentliches Glied in der geschichtlichen Gottesoffenbarung, die uns in Jesu Christo gegeben ist.

Was ist der Rechtsgrund dieses Glaubensurteils? und was ist seine Tragweite? Der entscheidende Rechtsgrund liegt nicht auf dem Boden wissenschaftlicher Untersuchungen und Erwägungen, seien sie historischer oder psychologischer oder metaphysischer Art. Handelt es sich doch in der That um ein Glaubensurteil. Dessen tiefstes Recht aber ist, wie mir scheint, nur von einem Punkt aus zu verstehen. Nur wer einen Herzens- und Gewissenseindruck gewinnt von der heiligen Lebensmacht und Geistesherrlichkeit, die sich in Jesu Christi irdischem Leben und Wirken und Fortwirken an den Herzen offenbart, und wer diesem Eindruck willig stille hält, kann mit freudiger Gewißheit sagen: ich habe ein gutes Recht zu glauben, daß er wirklich nicht im Tode geblieben ist und daß seine Erscheinungen vor den Jüngern nicht Trugbilder einer erhitzten Phantasie, sondern Offenbarungen seines Sieges über den Tod gewesen sind. Ist doch damit nur bestätigt, was schon an seinem Leben und Wirken auf Erden sich unserm Gewissen bezeugt, daß er nicht von unten, sondern von oben ist.

Dies Glaubensurteil aber ist von höchster Tragweite für die ganze Glaubenshaltung des Christen. Ist er dessen innerlich gewiß geworden, daß der am Kreuz Hingerichtete wirklich von Gott als der Lebendige offenbart worden ist, so gewinnt ihm damit Jesu Erdenleben sein göttliches Siegel, das

Rätsel des Kreuzestods seine selige Lösung, unser Glaube an ihn als den Erhöhten seine geschichtliche Unterlage, unsere eigene Hoffnung des ewigen Lebens ihr Unterpfand. Und auch wenn der Christ auf Grund dieses Glaubens schrittweise zur eigenen Erfahrung davon kommt, daß an ihm selbst, in seinen Nöten und Leiden und Kämpfen, sich Christi Leben offenbart, so verlieren ihm darum jene einstigen Offenbarungen an die ersten Jünger nicht ihre Bedeutung, nein sie werden ihm nur gewisser und wichtiger.

Darum darf auch die *christliche Verkündigung*, es darf vor allem die Osterpredigt nicht von den Lebenserweisungen des Gekreuzigten schweigen: sie wird immer etwas Unbefriedigendes behalten, wenn sie etwa nur von dem irdischen Jesus redet, oder auch von dem erhöhten Herrn, aber nicht davon zeugt, daß er als der Lebendige sich auch seiner Gemeinde und gethan hat. Sie hat vielmehr die Aufgabe, immer aufs neue eine innerlich begründete Gewißheit hiervon zu wecken. Darum

These 2: Der Glaube an Jesus Christus und die kirchliche Verkündigung von ihm schließt als ein wesentliches Stück das Glaubensurteil in sich, daß durch die von den Jüngern erlebten Erscheinungen des Gekreuzigten Gott selbst seinen Sohn als den Lebendigen ihnen und uns offenbart hat.

3

Können wir auch eine Sicherheit darüber gewinnen, wie es bei jenen das Leben Jesu abschließenden Offenbarungen zugegangen ist?

Fragen wir auch hier zuerst nach den Anschauungen des *Neuen Testaments*! Bei den meisten neutestamentlichen Schriften kann gar kein Zweifel sein, daß nach ihrer Auffassung der ins Grab gelegte Leib Jesu, aus dem im Kreuzestod das Leben entwichen war, durch Gotteskraft zu einem neuen, verklärten Leben erweckt, siegreich aus dem Grab herausgeführt und nun in wunderbarer, aber doch leibhaftiger Erscheinung von den Jüngern gesehen, ja betastet worden ist. Nur von Paulus haben es bedeutende neutestamentliche Forscher bezweifelt, daß er dieselbe Vorstellung von den Erscheinungen des Auferstandenen gehabt habe. Nach einer Reihe von Stellen muß ich aber doch soviel für durchaus wahrscheinlich halten, daß auch Paulus von einem Hervorgehen der Leiblichkeit Jesu Christi aus dem Grab überzeugt war. Nur hat er wohl noch viel schärfer, als es die evangelische Ueberlieferung thut, die Auffassung ausgeprägt, daß die Auferstehung nicht nur eine siegreiche Herausführung des Leibes Jesu aus dem Grabe, sondern eine völlige Umgestaltung des in den Tod gegebenen irdischen Leibes in einen verklärten Geistesleib, eine Verschlingung aller Verweslichkeit, Unehre, Schwachheit, Fleischlichkeit durch Unverweslichkeit, Herrlichkeit, Kraft, Geist gewesen sei. So sehr bewegen sich seine umfassenden Anschauungen in dieser Richtung, daß man in der That bezweifeln muß, ob für Paulus z. B. der Gedanke an ein wirkliches Essen und Trinken seitens des Auferstandenen überhaupt möglich gewesen sei.

Und wie haben denn *wir selbst* die Art und Weise der Erscheinungen Jesu Christi, die wir im Glauben als Gottesoffenbarungen bekennen, uns etwa zu denken? Die Frage gewinnt größere Bestimmtheit, wenn wir die zwei Hauptansichten uns vergegenwärtigen, die in den Forschungen über das Leben Jesu sich herausgebildet haben. Sie sind in den Streitverhandlungen nicht immer klar verstanden und scharf formulirt worden; wir müssen aber hier den Gegensatz so deutlich wie möglich herausstellen.

Nach der *einen Ansicht* hat sich bei den Erscheinungen des Herrn vor seinen Jüngern wirklich ein in diese Sinnenwelt gerückter Gegenstand, nämlich die aus dem Grab erstandene, allerdings verklärte Leiblichkeit des Herrn der Wahrnehmung dargeboten, so daß ein Schauen mit leiblichem Auge, das Hören einer wirklichen Stimme mit dem Gehörsorgan stattgefunden hat. Nach der *anderen Ansicht* ist den Jüngern ein inneres Wahrnehmen einer der Sinnenwelt entrückten, rein geistigen Wirklichkeit zu Teil geworden in einem innern Vorgang, der sich in

den äußeren Gesichts- und Gehörseindrücken nur projicirt hat.*) Dieses innere Wahrnehmen wäre dabei jedenfalls so zu denken, daß es nicht in eigentlicher Verzückung geschehen ist, also nicht wie der Vorgang 2. Kor. 12, 1 ff., sondern bei fortdauerndem Wachbewußtsein, etwa so wie das „Gesicht“ Jesu (oder, nach anderem Bericht, Johannis des Täufers) bei der Taufe im Jordan.

Läßt sich nun in dem Widerstreit dieser Ansichten etwa schon *aus dem Glauben selbst*, d. h. aus der Vertrauenshingabe an Jesum als unseren Heiland und Herrn, eine durchschlagende Entscheidung gewinnen? Man muß mit einem festen Nein darauf antworten.

Was aus dem persönlichen Glauben an Jesum Christum hervorgehen kann und soll, ist nur ein Doppeltes: *einmal* die Willigkeit, auch Außerordentliches, was uns von dem Auferstandenen verkündigt wird, nicht kurzfertig abzulehnen, sondern sorgsam nach seiner Begründung zu prüfen; *sodann* die tiefe Ehrfurcht vor der Auffassung und Darstellung des Neuen Testaments von dem Auferstehungsvorgang, eine Ehrfurcht, die in der Ueberzeugung gründet, daß nach Gottes Willen in dieser Form das ursprüngliche Zeugnis von Jesu Christi Triumph über Tod und Grab seinen einfachen, anschaulichen Ausdruck und seinen Eingang in die Herzen von unzähligen Christen gefunden hat. Dagegen kann und darf man nicht sagen: wo ein lebendiger herzlicher Glaube an Jesum Christum sei, da müsse die Willigkeit, sorgsam zu prüfen, und die Ehrfurcht vor der Vorstellungsweise des Neuen Testaments zu einem gehorsamen Annehmen alles dessen werden, was im Neuen Testament über die Art und Weise der Erscheinungen Jesu Christi und über den Zusammenhang seines Verklärungsleibes mit dem ins Grab gelegten irdischen Leib berichtet und geurteilt wird. Wohl mag ein schlichter Christ, der von Herzen an den lebendigen Herrn und seine Lebenserweisungen nach dem Kreuzestode glaubt, ohne alles weitere Fragen und Bedenken, vielleicht ohne ein ganz genaues Verständnis der vorliegenden Anschauungen, kindlich hinnehmen, was er im Neuen Testament liest oder zu lesen meint. Wer wollte ihn darob irgendwie gering achten? Aber dürfte man etwa andererseits dieses einfältige Hinnehmen als eine Probe besonders starken und innigen Glaubens ansehen? Es ist vielmehr die Folge davon, daß ein geschichtliches Interesse und ein verstandesmäßiges Forschen und Fragen darnach, wie sich die Erscheinungen zugetragen haben, die wir glaubend als Lebenserweisungen Jesu Christi aufnehmen, in ihm noch nicht erwacht oder ihm überhaupt nicht Bedürfnis ist. Wenn aber solche Frage einmal aufgeweckt worden ist, so kann man sie nicht durch die Forderung niederschlagen, ein von Herzen gläubiger Christ müsse der Versuchung zu solchen Fragen widerstehen und für wahr annehmen, was die Evangelien über die Art und Weise der Erscheinungen des Auferstandenen denken. Wir würden damit nur den evangelischen Glaubensbegriff beugen, wenn wir dem Herzensglauben das Fürwahrhalten der betreffenden Erzählungen und Anschauungen einfach deswegen, weil sie im Neuen Testament und in der Kirchenlehre enthalten sind, zumuten wollten. Vielmehr kann man auch hier nur durch Gründe überzeugen, und zwar müssen in einem Problem wie dem unsrigen, das als ein *Problem christlichen Denkens* auf dem Boden des christlichen Glaubens erwächst, nicht bloß Glaubensgründe, sondern Denkgründe entscheidend sein.

So haben denn auch mit Recht in den Verhandlungen über die beiden einander gegenüberstehenden Ansichten beide Teile vor allem mit *historischen Gründen* gestritten. Die Anhänger der Ansicht, daß ein geistiges, nicht sinnliches Wahrnehmen einer geistigen Wirklichkeit stattgefunden habe, weisen vor allem auf die Art der berichteten Erscheinungen selbst hin: der Auferstandene erscheint bei verschlossenen Thüren, er steht plötzlich in ihrer Mitte und ist plötzlich wieder verschwunden; die Erscheinungen werden nur den Jüngern Jesu zu Teil (auch die Wächter des

*) Auch der vielgebrauchte Begriff der „*objektiven* Vision“ will, wenn er in *richtiger* Begrenzung verstanden wird, nichts Anderes sagen als: eine Vision, bei der von dem Schauenden eine unsichtbare geistige *Wirklichkeit* innerlich wahrgenommen wird; dagegen giebt er keine Erklärung dafür, wie und wodurch jener psychische Vorgang selbst zu Stande gekommen ist.

Grabes erschauen nach Matthäus nur eine Engelerscheinung). Durch ihre greifbare Leibhaftigkeit scheinen allerdings einzelne der berichteten Erscheinungen jenes innerliche, in Sinneseindrücken nur sich projicirende Schauen auszuschließen. Doch kann von den Vertretern dieser letzteren Ansicht aus historischen Gründen (besonders auf Grund einer Vergleichung der evangelischen Berichte, die der Harmonistik zum Teil unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellt, auch auf Grund der Anschauungen des Paulus) der Zweifel erhoben werden, ob die einzelnen Züge der Berichte als gesichert gelten dürfen.

Von der anderen Seite wird gegenüber allen diesen historischen Gründen vor allem auf Eines hingewiesen: auf das leere Grab. Und in der That können Untersuchungen wie die von Loofs (Hefte zur Christlichen Welt Nr. 33) uns kräftig davor warnen, die Berichte über die Jerusalemischen Erscheinungen und das leere Grab leichthin bei Seite zu schieben. Aber damit ist doch, auch im Sinne des genannten Forschers selbst, nur eine sorgfältigere Abwägung der historischen Gründe von uns gefordert, keineswegs der Knoten der historischen Frage durch ein Glaubensdekret entzweigehauen.

Ob die historischen Gründe, die ich hier nicht etwa ausführen, sondern nur in Beispielen andeuten wollte, zu einer wirklichen Entscheidung führen, ist zweifelhaft. Denn es treten auch noch andere, psychologische und erkenntnistheoretische Fragen mit ins Spiel. Die, welche sich der Annahme eines geistigen Wahrnehmens zuwenden, mögen ihren Gegnern gegenüber etwa die Frage aufwerfen: ihr legt Gewicht auf ein sinnliches Sehen und Hören; was ist denn aber auch das sinnliche Sehen und Hören in letzter Linie Anderes als ein innerer oder Bewußtseinsvorgang, den wir mit dem Ausdruck „Empfindung“ bezeichnen? Macht es da einen großen Unterschied, ob wir bei einem von Gott verordneten inneren Vorgang stehen bleiben oder einen Reiz der äußeren Sinnesorgane als Ursache dieser Empfindung annehmen? Und was sind denn in letzter Linie die äußeren Gegenstände selbst, auf die wir den äußeren Reiz zurückführen? Ist nicht vielleicht unser ganzes Bild einer stofflichen Welt nur in unsrer endlichen Auffassungsweise begründet, und verliert dann nicht das Gewichtlegen auf die Leibhaftigkeit der Christuserscheinungen seinen Boden?

Man wird von der anderen Seite etwa erwidern, daß sich diese Gedanken doch im Ueberschwänglichen verlieren, daß auch hier mit Rätselhaftem operiert werde, wenn man von einem inneren geistigen Wahrnehmen einer übersinnlichen Wirklichkeit rede, daß auch hier höchst Wunderbares bleibe, z. B. das gleichzeitige Schauen und Hören einer Mehrheit von Menschen. Und in der That, diese Einwände zeigen, daß auch jene Hypothese einer Geisteswahrnehmung so gut wie die Annahme der Leibeserweckung geheimnisvolle Vorgänge übrig läßt, die für Jeden Thorheit sind, der nichts von einem lebendigen Gott und Christus wissen will.

Aber eben, weil beide Anschauungen in das Gebiet des Geheimnisvollen hineinführen und psychologische und erkenntnistheoretische Fragen berühren, die von größter Schwierigkeit, ja vielleicht überhaupt unlösbar sind, kann man fragen, ob bei einer Entscheidung für die eine oder andere Seite die Macht bestimmter einzelner Denkgründe, oder ob nicht vielmehr die ganze intellektuelle Anlage und gesamte Denkrichtung des Urteilenden, etwa auch die mit dem Glauben nur indirekt zusammenhängende besondere Färbung seiner Pietät gegen Schrift und Kirchenlehre den Ausschlag gibt. Aber auch so bleibt der Satz bestehen, daß die Beantwortung der Frage, wie die Art und Weise der offenbarenden Erscheinungen Jesu Christi zu denken sei, nicht reine Sache des christlichen Glaubens ist.

Also These 3: In der Frage nach dem Wie der Lebenserweisungen des Gekreuzigten vermögen wir nicht schon aus der Glaubensstellung zu Jesu Christo heraus die Entscheidung zu ...dern diese Frage führt in historische Untersuchungen, ...und erkenntnistheoretische Probleme hinein, ...von Wahrscheinlichkeitsgründen

handelt, zum Teil aber entscheidende Instanzen uns überhaupt entschwinden.

4

Wir haben die Schwierigkeiten betont, die in dem Streit der Ansichten über unser Problem für beide Teile bestehen. Je mehr man nun von beiden Seiten diesen Schwierigkeiten wirklich gerecht zu werden versucht, desto mehr wird man die Worte Härings (Zeitschrift für Theologie und Kirche 8, 492) bestätigt finden: „Die beiden möglichen Vorstellungen über das Wie rücken einander zunächst näher, als es bei der ersten Betrachtung scheint.“ Denn auch da, wo festgehalten wird, daß der begrabene Leib aus dem Grab erweckt und den Jüngern zur Wahrnehmung dargeboten worden ist, wird man bei sorgfältiger Beachtung der neutestamentlichen Berichte und der Zeugnisse des Paulus nicht bestreiten, daß der auferweckte Leib doch nicht so wie andere sichtbare Gegenstände dieser irdischen Wahrnehmungswelt angehörte, sondern doch schon der himmlischen Welt, und daß darum doch erst auf irgend eine geheimnisvolle Weise den Jüngern ein Schauen des sonst Unsichtbaren geschenkt werden mußte. Und da, wo angenommen wird, daß bei den Jüngern ein Schauen mit dem Geistesauge stattgefunden habe, wie in Gesichten von Propheten, wird man bei wirklicher christlicher Glaubensüberzeugung aufs stärkste betonen, daß sie in diesem geistigen Schauen in der That eine Wirklichkeit der geistigen Welt, nämlich das Fortleben und Fortwirken des erhöhten Herrn, innerlich wahrgenommen haben. — Daher wird auch in Schriften wirklich ernster Forscher mit Achtung von dem Gegner gesprochen. Männer wie Bernhard Weiß oder Steude*) behandeln, trotz ihres entschiedenen Eintretens für die Leibesauferstehung, den Gedanken einer gottgewirkten geistigen Wahrnehmung (Vision) keineswegs als eine Ausgeburt des Unglaubens oder als eine unverständliche Verirrung des Denkens, sondern suchen sich mit ihr durch Anführung ernster historischer und psychologischer Gründe auseinanderzusetzen.

Aber viel wichtiger als die gegenseitige wissenschaftliche Achtung ist die Anerkennung, daß bei Verschiedenheit der Anschauungen über den Modus der Auferstehung und der Erscheinungen des Auferstandenen doch eine und dieselbe Glaubensstellung zu dem lebendigen und als lebendig erwiesenen Herrn möglich ist. Diese Möglichkeit folgt schon daraus, daß es andere Gründe sind als Glaubensgründe, auf die sich das Urteil in jenem Problem stützt.

Und was möglich ist, das ist in der christlichen Gemeinde Wirklichkeit. Der Christ, der in unbefangenem Vorübergehen an dem ganzen Problem oder in bewußter Prüfung der wissenschaftlichen Gründe, an der Erweckung des Leibes Jesu aus dem Grabe festhält, lebt doch sein persönliches Glaubensleben nicht in dem Behaupten dieser Ueberzeugung, sondern in der Hingabe seines Herzens und Lebens an den lebendigen Herrn. Und mancher junge oder alte Theologe, der sich zur Theorie des geistigen Schauens hinneigt oder für sie entscheidet, findet sich dadurch nicht gehindert, freudig an seinen aus dem Tod erstandenen Herrn zu glauben und getrost in das Osterbekenntnis einzustimmen: Er ist wahrhaftig auferstanden und seinen Jüngern in Herrlichkeit erschienen. Und auch wenn ich etwa, durch die Einsicht in die Gründe für und wider, dahin geführt werde, daß schon in den historischen Fragen manches Non liquet bleibt und daß die psychologisch-metaphysischen an die Grenzen unserer Erkenntnis stoßen, ja über sie hinausreichen, wenn ich darum die Behauptung „So ist es zugegangen“ nicht auszusprechen wage, so kann doch mein Glaube an den fortlebenden und fortwirkenden Herrn ein in sich gewisser und lebenskräftiger sein. Ja, auch am Christengrab kann ich die Hoffnung, daß Jesus „den Leib unsrer Erniedrigung verwandeln wird zur Gleichgestaltung

*) Nichttheologen, besonders solchen, die von kirchlich-konservativen Anschauungen herkommen, sei zur Orientirung über das ganze Problem empfohlen: Die Auferstehung Jesu Christi. Eine historische Untersuchung für die Gebildeten. Von Lic. E. G. Steude. Leipzig, Grunow. 132 S. Ferner: Die Auferstehung des Herrn und seine Erscheinungen. Von Missionsdirektor G. Burckhardt. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 288 S. Vgl. die Besprechung dieses Buches durch Professor Baldensperger in Nr. 12 des vorigen Jahrgangs. D H

mit seinem Herrlichkeitsleibe“ (Phil. 3,21), mit der gleichen Freudigkeit aussprechen, ob Jesus nun seinen Herrlichkeitsleib aus dem Grabe mitgebracht oder mit seinem Eingang in die Himmelswelt empfangen hat. Und wenn sie diesen Glauben klein und schwach schelten, so will ich mich allerdings durch das Wort des Herrn: O, ihr Kleingläubigen! strafen lassen, aber nicht darum, weil ich zurückhaltend bin in einer Denkfrage, sondern darum, weil ich nicht treu und deshalb nicht stark genug bin im Leben des Glaubens an ihn, den Lebendigen. Darin gilt es sich zu stärken in der Gemeinschaft von Brüdern, die, ob sie auch über die Art und Weise der Erscheinungen des Herrn verschieden denken mögen, doch berufen sind, sich gegenseitig zu tragen und im Glauben zu befestigen. Denn

These 4: Solche, die in der Frage des Wie der Erscheinungen Christi verschieden urteilen, können doch in einer und derselben Glaubensstellung zu ihrem lebendigen Herrn sich vereinigen.

5

Darum ist es nicht bloß ein Interesse der wissenschaftlichen Dogmatik, das uns dazu treibt, den Unterschied zwischen dem Glaubensurteil über das Daß der Lebenserweisungen des Gekreuzigten und zwischen der Vorstellung des Wie hervorzuheben; die Klarheit darüber thut vielmehr manchem Christen für sein Glaubensleben und der Kirche für ihr Gemeinschaftsleben not.

Das erfährt oft der akademische Lehrer im Verkehr mit seinen jungen Theologen. Mancher von diesen bleibt mit seinen Zweifeln an den Berichten über die leibliche Auferstehung Jesu Christi hängen; und an diesen Zweifeln droht ihm sein Christenglaube zu Grunde zu gehen, vollends die Freiheit und Freudigkeit zu seinem künftigen Beruf. Sollen wir ihm sagen: Wenn du ein gläubiger Christ sein und ein brauchbarer Pfarrer werden willst, so mußt du das als wahr annehmen? Die Wahrheit und die Liebe verbietet dieses Verfahren; sie gebietet, nach Kräften dem Schwachen zu helfen; und in vielen Fällen wird es keine andere Hilfe geben als die, daß man ihn lehrt, die Glaubensfrage, die angesichts der Person Jesu Christi in persönlicher Entscheidung beantwortet werden muß, herauszulösen aus der Verflechtung mit jenen verwirrenden Fragen des Wie, und sich so den Boden zu einer klaren Stellungnahme zu ebnen.

Aber wer diese Unterscheidung der Fragen einmal innerlich verstanden hat, für den wird sie nicht bloß ein pädagogischer Durchgangspunkt sein, sondern er wird sie, weil sie in der Sache begründet ist, festhalten, ob er nun in der strittigen Frage des Wie schließlich bei diesem oder bei jenem Ergebnis anlangt. Und das ists, was uns auch für unser kirchliches Leben not tut: wir brauchen Männer, die diese Unterscheidung zu machen im Stande sind. Denn wir haben in unseren Gemeinden auf der einen Seite Viele, die für sich selbst nur in einer möglichst greifbaren Vorstellung des Auferstehungsvorgangs den Glauben an den lebendigen Herrn festzuhalten vermögen und auch für Andere dies voraussetzen; aber wir haben auch auf der anderen Seite nicht Wenige, besonders unter den Gebildeten, die an jenen greifbaren Vorstellungen Anstoß nehmen und in Gefahr stehen, darüber mit ihrem christlichen Glauben, vor allem mit dem christlichen Osterglauben, zu zerfallen. Nicht die große Schaar von Gebildeten meine ich natürlich, die überhaupt an der Thorheit des Christenglaubens Anstoß nimmt, sondern suchende und nach Christengemeinschaft verlangende Seelen. Wenn in einer Gemeinde neben den einfachen Christen solche Glieder stehen, thut dem Geistlichen ein klarer Blick dafür not, wo die zentrale Glaubensfrage liegt, und die Fähigkeit, die Gemeinde mit siegreicher Gewalt zu dieser Frage zu führen. Für die Predigt ist es dabei in der Regel nicht nur genügend, sondern geboten, daß der Prediger für sich allein die Auseinandersetzung mit den Denkproblemen vollzieht, auf der Kanzel aber seine theologische Arbeit nur dazu verwertet, um mit klarer Einsicht und sicherem Takt, mit gegründeter Ueberzeugung und eigener Wahrhaftigkeit das

zu verkündigen, was für ihn selbst und für seine Gemeinde das Lebenswichtige ist. Nur in ganz besonderen Fällen mag es angezeigt sein, das Denkproblem, das doch immer nur einen kleinen Teil der Gemeinde wirklich beschäftigt, in der Predigt direkt zu berühren. Da nämlich, wo man weiß, daß für manche Hörer nur durch ein Wegräumen dieser Fragen eine wirkliche Erbauung zu erzielen sei. Bei einem Gottesdienst in einer akademischen Gemeinde, bei dem ich wußte, daß Glieder der Gemeinde da sind, denen solche Fragen zu schaffen machen, habe ich es als richtig angesehen, etwa in der Art zu reden: Die Einen von uns mögen mit freudiger Zustimmung zu den Berichten und Anschauungen des Neuen Testaments hierher kommen, die Anderen mit allerlei Zweifeln an den Ostererzählungen oder mit Gedanken von einem nur geistigen Schauen der Jünger nach Art prophetischer Gesichte, wieder Andere mit unsicherer Stellung zu solchen Fragen; aber lasset uns darauf achten, an welchem Punkt wir alle gleichermaßen einsetzen müssen, wenn wir zu einem lebendigen Osterglauben kommen wollen!“ — Bei einem solchen Verfahren, wie es unter den großen Vorbildern der Predigt z. B. Schleiermacher in seiner Weise übte, stellt sich der Prediger über den Streit, und zwar dadurch daß er auf das, was über dem Streit steht, seine Gemeinde hinweist und damit den Zweck der Erbauung zum leitenden macht. Unerbaulich dagegen bleibt es immer, wenn ein Geistlicher glaubt, die Beweise für eine bestimmte Auffassung des Wie ausführen zu müssen. Ich habe schon sehr unerbauliche Predigten gehört mit Beweisen für die Leibesauferstehung und Polemik gegen die Visionshypothese. Aber für ebenso verfehlt halte ich eine Verteidigung der letzteren, nicht weil sie grundstürzende Irrlehre verkündet, sondern weil sie der Erbauungsaufgabe der Predigt widerspricht. Eher wird ein Geistlicher im seelsorgerlichen Verkehr oder in apologetischer Aussprache Grund haben, seine eigene Ansicht darzulegen. Aber auch dann muß es geschehen mit der Absicht, nur an das Eine, was not ist, die Hörer zu weisen. Wo dieses Ziel das leitende ist, mag auch ein Geistlicher, der in der Frage des Wie sich skeptisch verhält oder in die Ueberlieferung sich nicht finden kann, dennoch, wenn er nur in lebendigem Glauben steht und mit dem, was er hat, treu und weise wuchert, mehr wirklichen Osterglauben schaffen und mehr inneren Segen stiften als einer, der solche Fragen nicht durchgekämpft hat. Aber noch mehr, ja vielleicht am allermeisten Gutes kann, so wie heute die Verhältnisse liegen, der schaffen, der selbst der kirchlich geltenden Anschauung mit ungeteilter Zustimmung anhängt und doch Klarheit und Freiheit genug besitzt, um die, welche nicht anders glauben, aber anders denken, nicht zu richten, vielmehr die Einheit des Glaubens mit ihnen zu verstehen und zu bezeugen. Vor allem für die leitenden Aemter unserer Kirche müssen wir Männer von solcher Klarheit und Freiheit erhoffen und erbitten. Denn

These 5: Die Unterscheidung zwischen der Frage des Daß und des Wie der Lebensoffenbarungen unsers Herrn ist nicht bloß in der wissenschaftlichen Dogmatik und bei Heranbildung unserer Theologen notwendig, sondern Klarheit darüber thut auch den Trägern und Leitern unseres kirchlichen Amtes not.

Max Reischle

Evangelisch-Pädagogisches

Welches ist die beste Schulform? und wo haben wir einen einfachen Maßstab der Beurteilung? Insbesondre vom Standpunkte der christlichen Welt (ich meine hier nicht zunächst dies Blatt), die ja auch andre Lebensverhältnisse, z. B. wirtschaftliche Probleme, Litteratur, Frauenbestrebungen und dergleichen unter bestimmtem Gesichtswinkel zu erfassen sucht? Eine einfache Antwort, was wir eigentlich in Unterricht und Erziehung wollen und sollen, muß doch billigerweise für Eltern und Jeden, den es angeht, zur Hand sein.

Wem es um das Bleibende in der Erscheinungen Flucht zu thun ist, der würde nicht lange zu fragen brauchen, wenn es wahr wäre, daß wir mit Religionsstunden Christentum und

Ewigkeitsgesinnung anfertigen könnten. Es würde dann die Schulform ihm für die beste gelten müssen, die am meisten Religionsunterricht zuließe. Aber mit keinem sogenannten Gesinnungsunterricht „macht“ man Gesinnung, geschweige daß ein Recht oder ein Erfolg abzusehen wäre für die Methode wortreicher Katechisation oder gar für die grundsätzliche Geringschätzung alles Denkens, eine Meinung, die sich auf die mißdeutete Wendung des Paulus stützen möchte, daß wir alle Vernunft gefangen geben sollten unter den Gehorsam des Glaubens. Nicht ein einzelnes Fach, sondern der ganze Schul- und Erziehungsgang hat, wie das ganze menschliche Leben, denselben großen Ewigkeitsberuf. Und Richard Rothe hat Recht, wenn er sich wundert, daß in einem Lande, wo soviel Religion gelehrt werde, noch soviel Religion vorhanden sei.

Vielleicht aber ließe sich mancher Freund christlicher Weltanschauung wenigstens für einen etwas erweiterten Unterrichtsbetrieb, nämlich für den „Idealismus“ des klassischen Gymnasiums gewinnen, wenn nämlich der Fürstbischof Kopp mit seinem Diktum auf der Berliner Konferenz von 1890 Recht hätte, die klassischen Studien seien die Grundlage der christlich-deutschen Bildung überhaupt, und je mehr wir das klassische Altertum zurückdrängten, desto mehr rüttelten wir an der Grundlage des Christentums. Wir finden diese Auffassung ebenso irrig wie jene erste und verweilen nicht bei ihrer Widerlegung. Es bleibt auch hinsichtlich der geistigen Nahrung bei dem Worte des Paulus, daß alle Kreatur Gottes gut ist und Nichts verwerflich, dessen Genuß mit Dank gegen Gott möglich ist.

Wir sind also genötigt, einen allgemeinern Standpunkt zu suchen. Greifen wir nun zu den Schriften, die sich ausdrücklich als „evangelische Pädagogik“ einführen, so befriedigen auch ihre immerhin umfassendern Erörterungen unsern Wunsch nicht recht. Was wir da finden, sind teils ganz allgemein gehaltene Zielangaben für christliche Erziehung, teils zu eng und ängstlich formulirte Inhaltsbestimmungen, wovon etwas ausführlicher zu handeln ist.

Zuerst jene Zielangaben. Sie bleiben in allzuweiter Entfernung vom alltäglichen Leben, um greifbar zu sein, und kommen trotz ihres spezifisch christlichen Klanges schließlich auf dasselbe hinaus, was die entsprechenden Aufstellungen einer allgemeinen oder humanen Pädagogik besagen. Man bezeichnet z. B. als unsre Aufgabe die Herstellung des Ebenbildes Gottes. Die biblische Gleichung, daß der Mensch das Ebenbild Gottes sei, läßt sich praktisch-pädagogisch nicht auf der Seite auffassen, wo das dem Menschen Unbekannte, nämlich das Göttliche steht; sondern sie giebt uns vielmehr die Gewißheit, daß wir das Ebenbild Gottes herstellen, wenn wir eben den Menschen bilden. Und so kann es getrost bei der rechtverstandnen Vorschrift des griechischen Dichters bleiben, unsre Aufgabe sei: bewußt das zu werden, was wir sind. Nach evangelischen Pädagogiken sollen wir Gotteskinder erziehen — was sind sie andres als ganze, harmonische, freie Persönlichkeiten? Wahre Christen — was sind sie andres als vollkommne Menschen?

Uebrigens tritt hinter diesen Zielangaben etwas Wichtiges auffallend zurück, nämlich der notwendige Hinweis auf das Streben nach Entwicklung, auf die Arbeit der Bildung. Mehr als das Ziel, das unsrer zeitlichen Erfassung entzogen ist, sollten wir den Weg zum Ziele ins Auge fassen. Und dieser Weg heißt für den evangelischen Menschen Arbeit — mag Arbeit auch den jüdisch Gesinnten ein Aergernis und Sündenfluch, den Hellenen unter uns eine Thorheit und Sache der Sklaven scheinen. Nur wo selbständige Arbeit ist, ist Lebensfreude. Nicht müßiges Genießen und Sichselbstdarleben, nicht Spekulieren auf den Ertrag, sondern treue Kleinarbeit des Erziehers und des Erzognen. Was man für Afrikaner fordert, Erziehung zur Arbeit, das besteht für die Kulturmenschheit immer zu Recht und sollte gerade, je höher und reicher die Lebensverhältnisse gestaltet sind, um so ernstlicher erstrebt und gefördert werden. Wir schwelgen also weniger im Anschauen des letzten göttlichen Endziels und halten trotzdem daneben in stiller Bescheidenheit die Gewißheit fest, daß der Erfolg aller pädagogischen Arbeit nichts ist als das freie Wachstum eines Keimes im Sonnenschein Gottes, der ihn gelegt hat.

Zu eng und ängstlich finden wir ferner den Inhalt evangelischer Pädagogik gefaßt, wenn z. B. gesagt wird, ihr Ideal sei „die Weisheit, die Christus dem Glauben verbürge, die Gerechtigkeit, die von der durch Christum erzeugten Liebe verwirklicht werde, die Schönheit der Welt Gottes, die durch Christum offenbar geworden sei.“ Diese Benamsung des Wahren, Guten und Schönen, an sich nicht stichhaltig, erinnert bedenklich an die verengenden und abschließenden Titel: christliche Geselligkeit, christliche Hospize, christliche Vereinigungen. So gewiß es ist, daß die Sonne Jesu Christi alle Verhältnisse verklärt, so bleibt doch die Frage: Fällt etwa alle Wahrheit schlechthin, z. B. auch gar die mathematische, unter den Titel, daß Christus sie dem Glauben verbürge? Giebt es Gutes nur kraft der durch Christus erzeugten Liebe? Ist alle einzelne Weltenschönheit durch Christus offenbar geworden? Oder hat man jene verengende Inhaltsbestimmung aufgestellt, um nachher auf Umwegen zu erweisen, daß man wirklich nur die in unsrer Welt thatsächlich vorhandnen Güter gemeint habe? Denn wir leben ja doch durch Gottes Freundlichkeit in einer christlichen Welt, deren Adern durchströmt sind von christlicher Gesittung; und (was noch mehr ist) wir stehn alle in den Händen eines himmlischen Vaters, der mächtig genug ist, um aus den alltäglichen Stoffen, ja selbst unter wenig entsprechenden Daseinsformen, Ewigkeitsgehalt zu schaffen und seine Ewigkeitsmenschen zu bilden.

Man erschwere und verbittere also Niemandem die Wahl des Stoffes. Es ist durchaus wichtig und gar nicht von fader Nützlichkeitskrämerei erdacht, wenn Ludwig Wiese einmal betont, die zu erwählenden Bildungsstoffe müßten doch zu irgendwelchem Nutzen dienen. Sie sollen und müssen wirklich so gewählt werden, daß sie den Forderungen, die das Leben an den Einzelnen stellt, und wohlgemerkt auch seinem innern Wohlergehn genügen; leeres Stroh zu dreschen wäre Unfug. Dennoch bleiben die Stoffe nebensächlich und zufällig, selbst solche, die sich historisch geheiligt nennen. Vom Standpunkt evangelischer Pädagogik ist es ganz gleichwertig, ob Hinz Töpfergeselle oder Kunz Professor der Geschichte wird. Nicht auf das Was, sondern auf das Wie kommt es an.

Mit dem Wie meine ich nicht die Methode der pädagogischen Darbietung, etwa mit Vorblicken, Einblicken, Umblicken und wie die anden Kunstausdrücke lauten. Sie gehört so oder so zum Handwerkszeug; aber der Klingklang der Fragekunst und aller pädagogische Mechanismus ist an sich selber eitler Schein. Naiv hat das jene Schülerin einer Musteranstalt ausgedrückt, indem sie sagte: „Wir haben es gut, wir brauchen gar nichts zu wissen, wenn die Lehrer nur richtig zu fragen verstehn.“ Bei Pestalozzi in Iferten ging zwar äußerlich-methodisch Manches drunter und drüber, aber er hat doch aller Welt gezeigt, daß es vielmehr gelte sich der Schwachen annehmen und die geschwisterliche Mithilfe der bevorzugten Gefährten wecken.

Auf die Gesinnung kommt Alles an. Und hier sollte man ernstlich Gott und seinen heiligen Geist zitiren, hier von Christus reden, den man bei der Stoffauswahl vergeblich heranzog. Wo ist Geist Gottes? und wo ist Christus? Göttlicher Geist ist, wo Wahrheit und Liebe wohnen, und der Ruf zu Christus bezweckt das Verständnis der durch die Wahrheit freien, durch die Liebe gebundnen Persönlichkeit; was aber die Wahrheit beeinträchtigt oder der Liebe widerstreitet, das ist fern von Gott. In Wahrheit und Liebe soll sich der Weg der pädagogischen Arbeit, von dem wir oben sprachen, vollziehn. An diesen einfachen großen Normen prüfen wir billig alle Erziehung und Schule. Gern geben wir zu, daß Wahrheit und Liebe selbst unter den mangelhaftesten Verhältnissen sich verwirklichen lassen; denn die rechte Persönlichkeit kann manchen Riß überbrücken. Aber grundsätzlich müssen wir doch von Schulformen geringer denken, wenn sie im Großen und im Geringen diesen einfachen Maßstab der Wahrheit und der Liebe nicht vertragen, wie sehr sie auch als Geburtsstätten des Idealismus gepriesen werden.

Wo aber Geist Gottes ist, da ist Freiheit. Diesen letzten und notwendigen Begriff haben wir bisher nur beiläufig gestreift; denn er sollte nicht leichtfertig und oberflächlich gefaßt, etwa nur von der Beseitigung äußerer Hemmungen, von der bequemen

Selbstherrlichkeit verstanden werden. Pädagogik ist Kunst, nicht Handwerk. Wie in der Dichtkunst, wirkt hier Person auf Person, und nur in der Freiheit gedeiht die Kunst. Es giebt eine Pädagogik des Gehorsams, voll Dressur und Strebertum; es giebt eine Pädagogik des Kampfes. Evangelische Freiheit weiß, wo ihr Platz ist, aller Unwahrheit und Lieblosigkeit zum Trotz. Ist sie für den Erzognen das Ziel, so ist sie Bedingung für den Erzieher. —

Und nun sei zum Schluß als Beigabe noch eine Folge kurzer Einzelsätze der freundlichen Erwägung überlassen:

1. Menschliches Wissen ist zwar Stückwerk; aber Pfuschertum ist Beleidigung der Wahrheit.

2. Schon ein griechischer Weisheitsspruch, der das Wissen als Quelle des Glücks bezeichnet, versäumt nicht, hinzuzufügen, daß es sich „ohne Gerechtigkeit und Tugend überhaupt" als *πανουργία*, als Fähigkeit, die zu Allem imstande ist, aber nicht als Weisheit offenbare.

3. Was die Griechen nicht kannten, kennt der Humanismus von heute: ein Wissen zwecks Erlangung von Rechten, wonach die Schule sich einrichtet und die Eltern mit geschäftlicher Berechnung zu fragen gewöhnt worden sind. Eine bedenkliche Verkürzung der Persönlichkeit und ihrer freien Entwicklung!

4. Wortwissen, wie es sich im heutigen Sach- und Sprachunterricht breit macht, ist nichtig; erst Anschauung, Gefühl und Verständnis schafft Leben und Gehalt. Wissen als prahlende Kenntnis von Entlegnem ist hohl; aber was Heimat heißt und das Nächste ist, nährt den Sinn für das Ideale. „Starke Aufmerksamkeit auf Meinungen und auf entfernte Gegenstände, und schwache auf Pflicht und That und auf nahe Verhältnisse, ist Unordnung im Wesen des menschlichen Geistes," sagt Pestalozzi.

5. Wissen ohne Lust am Lernen, ohne Teilnahme des liebenden Gemüts, ohne Hunger nach Fortbildung ist lahm. Tendenz und Mache sind ein Betrug, Schablone und Uniformität ist wie der Tod; wir suchen Persönlichkeit, die sich selbst hingiebt.

6. Liebe und Wahrheit, Selbstverleugnung und Selbstvollendung, Gemeinsinn und Bewährung hängen ineinander. Warum setzt der Soldat auf Feldwachposten seine beste Kraft ein? Weil er weiß, daß nur dann, wenn Jeder freiwillig so denkt, das Ganze Sicherheit und Erfolg hat. Und Zivilisation überhaupt heißt doch zuletzt auch nichts andres, als: mit dem Besten einander dienen.

7. Nicht das überlegne „Du sollst!" des Erwachsenen ist der Kern evangelischer Pädagogik, sondern die freundliche Fürsorge unter wahrhaftigem Streben nach eigner Vorbildlichkeit. In der Empfänglichkeit des Zöglings dafür und in seinem durch Liebe und Begeisterung gekräftigten Willen ruht ihr Erfolg.

Ludwig Bornemann

Zuspruch

Du sollst aus deines eignen Herzens Fülle
Selbst in des ernsten Tages dunkle Schalen
Den Glanz der Ewigkeit hinüberstrahlen
Mit innrer Kraft, — das ist der Gottheit Wille.

Und scheints, daß sie ihr Antlitz dir verhülle —
Bedenke, daß sie dich zu tausend Malen
Aus deiner Unrast selbsterzeugten Qualen
Erlöst zu tiefer, reiner Seelenstille.

Wenn du das Herz empor zum Lichte weitest,
So findest du im Kleinen bald das Große,
Denn Erd und Himmel sind des Höchsten voll.
Der harte Felsen, den du überschreitest,
Er birgt vielleicht den Quell in seinem Schoße,
Der deine heißen Lippen netzen soll.

Anna Dix

Dienstbotennot

1

Es ist mit Recht gesagt worden, daß die Mißstände im Dienstbotenwesen, insbesondre die wachsende Schwierigkeit, tüchtige und zuverlässige Dienstboten für den Hausstand zu gewinnen und sich zu erhalten, dasjenige Stück der sozialen Nöte unserer Zeit darstellen, das jeder Familie der höheren und mittleren Berufsstände sich fühlbar macht. Auch steht ja unzweifelhaft diese Dienstbotennot im engsten Zusammenhang mit jener geschichtlichen Erscheinung, die im gewerblichen Leben unserer Tage die schweren Kämpfe zwischen Handarbeitern und Unternehmern hervorgerufen hat, mit dem Kampfe der handarbeitenden Massen um ihre Emanzipation, um eine rechtlich und wirtschaftlich gesicherte Stellung im Volksorganismus an Stelle ihrer bisherigen patriarchalischen Bevormundung durch Polizei und Arbeitgeber. Es ist klar, daß die Gesinnung, die in diesem Kampf die handarbeitenden Stände mehr und mehr erfüllt — ein trotziger Unabhängigkeitssinn, der nicht nur die Herrscher-Ansprüche sondern auch die Wohlthaten der Besitzenden schroff abweist — gerade auf die bisherigen Grundlagen des Berufs der häuslichen Dienstboten zerstörend wirken muß. So bemerken wir denn auch allerorten, am meisten aber in den großen Städten und Industriebezirken, daß die Zahl der Personen, die im Beruf als häusliche Dienstboten Befriedigung finden und dem entsprechend auch ihrerseits ihre Dienstherrschaft befriedigen, eine viel geringere geworden ist als vor einem oder zwei Menschenaltern; ja in manchen Gegenden ist es kaum noch möglich, tüchtige häusliche Dienstboten zu gewinnen, weil die jungen Leute und jungen Mädchen das unabhängigere Leben als Fabrikarbeiter vorziehen. Der Notstand also ist unleugbar vorhanden; sehen wir, welche Wege einer Besserung der Verhältnisse sich bieten.

In der Christlichen Welt wird es zunächst einer Abweisung der Anschauung, die das Streben der handarbeitenden Klassen nach größerer Selbständigkeit, wirtschaftlicher Hebung und rechtlicher Gleichstellung mit den übrigen Gliedern des Volkes in Bausch und Bogen verurteilt und von seiner rücksichtslosen Bekämpfung eine Wiederherstellung der „guten alten Zeit" erhofft, nicht bedürfen. Unser Leserkreis wird ganz überwiegend der Ueberzeugung beistimmen, in der wohl alle — auch die maßvollsten — Sozialreformer einig sind, daß nämlich jener Emanzipationskampf der handarbeitenden Massen trotz aller mit ihm verknüpften Irrwege und Ausschreitungen im tiefsten Grunde ein berechtigter, ja eine durch die wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse gegebene Notwendigkeit ist, und der Versuch einer Wiederherstellung patriarchalischer Klassenherrschaft da, wo sie einmal zerstört wurde, völlig aussichtslos bleibt. Diese Erkenntnis führt aber zu der Konsequenz, daß wir die Abnahme der auf der patriarchalischen Unterordnung der handarbeitenden Klassen fußenden Gesinnung, die es deren Angehörigen erleichterte als dienende Glieder in einen Hausstand der besser gestellten Lebenskreise einzutreten, als eine gegebene und unabänderliche Thatsache hinnehmen, mit der wir zu rechnen haben. Wir werden hiernach nur zu prüfen haben, ob und eventuell in welcher Art auf diesem gegen früher wesentlich veränderten Boden das Dienstbotenwesen nach gedeihen kann zum Nutzen aller dabei Beteiligten. Um die Antwort hierauf zu finden, müssen wir zunächst die Besonderheit des Berufes der häuslichen Dienstboten, in seinem Unterschied von der Stellung aller anderen Lohnarbeiter, genauer in das Auge fassen. Der wesentliche Unterscheidungspunkt ist unzweifelhaft folgender:

Jeder Lohnarbeiter, mit Ausnahme des häuslichen Dienstboten, verkauft dem Arbeitgeber für den ausbedungenen Lohn entweder bestimmte Arbeitsleistungen oder seine Arbeitskraft für eine genau begrenzte Zeit, für so und so viel Stunden jedes Werktags; in beiden Fällen bleibt er freier Herr über seine Zeit und seine Arbeitskraft, soweit diese außerhalb des Rahmens der von ihnen versprochenen Leistungen oder Arbeitsstunden liegen. In dieser Begrenzung mag die Arbeit oder die Arbeitszeit als ein wesentlich wirtschaftlicher Wert aufgefaßt werden, so daß die Zahlung einer Geldsumme als angemessenes Aequivalent für

sie gelten kann.*) Ganz anders ist die Stellung des Dienstboten; er stellt sich selber für eine vereinbarte längere Periode (ein Jahr, ein Quartal, einen Monat) mit seiner gesamten Kraft und Zeit der Dienstherrschaft zur Verfügung und wird dafür, neben Zusicherung eines bestimmten Lohnes, in den Hausstand der Herrschaft aufgenommen, die ihm Wohnung und Kost stellt. Für diese Hingabe des ganzen Menschen in den Dienst eines Anderen auf eine längere Zeit ist aber eine lediglich materielle Gegenleistung der Herrschaft in Lohn, Nahrung und Wohnung eine ganz unzureichende: der Vertrag, wenn er so aufgefaßt wird, ist ein unbilliger, ja unsittlicher. Nur dann ist die Gegenleistung der Herrschaft eine gleichartige und gleichwertige, wenn sie aufgefaßt und gehandhabt wird als eine Verpflichtung der hausväterlichen oder hausmütterlichen Fürsorge für den Dienstboten — eine Pflicht, die nicht in Vertragsparagraphen gefaßt werden kann, wohl aber in den Sitten und Anschauungen der Herrschaften wie der Dienstboten feststehen muß, soll das gegenseitige Verhältnis ein gedeihliches, ja auch nur ein erträgliches sein. Denn das, was die Herrschaft aus dem Vertrag beansprucht: volle Einsetzung des ganzen Menschen, persönliches Interesse des Dienstboten für das Wohl und für die Habe des Hauses, in vielen Fällen für seinen wertvollsten Besitz, die Kinder — es sind Dinge, die mit Geld und Geldeswert überhaupt nicht erkauft werden können, denen nur persönliche Leistungen, Wohlwollen und Fürsorge für das leibliche und geistige Wohl des Dienstboten, als gleichwertige Aequivalente gegenübergestellt werden können.

Das Bewußtsein hiervon ist in unsern Tagen auf beiden Seiten überwiegend verloren gegangen; die Dienstherrschaft glaubt, ihrer Verflichtung zu genügen, wenn sie das Ausbedungene an Lohn, Unterkunft und Kost darbietet, und meint allen Ernstes, hierfür nicht nur bestimmte Arbeitsleistungen, sondern auch persönliche Anhänglichkeit und Sorglichkeit für das Wohl des Hauswesens beanspruchen zu können. Umgekehrt wollen die Dienstboten vielfach auch ihrerseits gar keine persönlichen Beziehungen zur Familie mehr unterhalten, sondern das Verhältnis zu einem rein geschäftlichen gestalten, um außerhalb der Arbeitszeit möglichst ihre freien Herren zu bleiben. Beide Teile übersehen hierbei, daß eine das ganze häusliche Leben für eine längere Periode umfassende Gemeinschaft, wenn sie das persönliche Moment ganz ausschließt und nur die gegenseitigen rechtlichen Verpflichtungen festhält, notwendig zur Qual wird für alle Beteiligten; daß ein höchst peinlicher Zustand entsteht, der von der einen Seite als drückende Knechtschaft, von der anderen als lästige, gezwungene Intimität mit fremdartigen Elementen empfunden wird. Die Schuld wird dann beiderseits in den Personen auf der Gegenseite gesucht und daraufhin ein häufiger Wechsel in der Annahme oder Besetzung der Stellen vorgenommen, der in der Hauptsache Nichts bessert, weil eben der Fehler in erster Linie nicht in den wechselnden Personen, sondern in der fortdauernden falschen Auffassung des Verhältnisses liegt. Jeder von uns wird Hausstände kennen, in denen das häusliche Leben in ständigem Wechsel der Dienstboten, unter Seufzen und Schelten der Herrschaft über deren Unbrauchbarkeit, niemals in einen befriedigenden Zustand gelangt.

Aus diesem Notstand sind nur zwei Auswege möglich. Entweder fortdauernde Einschränkung des Instituts der häuslichen Dienstboten bis zur völligen Aufhebung und seine Ersetzung durch Arbeiter und Arbeiterinnen, die stundenweise oder zur Verrichtung einzelner Arbeiten in das Haus kommen. Oder die Aufrechterhaltung bez. Wiederherstellung eines persönlichen Verhältnisses zwischen Herrschaften und Dienstboten, kraft dessen die ersteren eine hausväterliche Fürsorge für das Wohl der letzteren willig leisten und sie als Glieder des Hauses anerkennen und behandeln, die Dienstboten aber diese Fürsorge ohne Widerstreben annehmen und der Hausordnung sich willig unterwerfen.

*) Natürlich ist auch die Stellung des gewerblichen Angestellten dann keine ausschließlich geschäftliche, wenn und je mehr sie den Charakter der Vertrauensstellung hat.

Wie verhalten sich nun diese beiden Möglichkeiten weiterer Entwicklung zu einander? Welche hat die größere Wahrscheinlichkeit für sich, und welche sollen wir vorzugsweise herbeiwünschen und zu befördern suchen?

Die zuerst genannte liegt unzweifelhaft in der Richtung der allgemeinen wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung der Zeit; wir stehen mitten in ihr und werden ihr Fortschreiten nicht hindern können. Jeder Angehörige einer seit längerer Zeit bemittelten Familie weiß, daß seine Eltern und gar seine Großeltern eine viel größere Zahl von Dienstboten hatten, als er selber anzustellen in der Lage und geneigt ist. Eine Reihe verschiedener Ursachen hat hierfür zusammengewirkt. Der Umschwung in der gewerblichen Technik hat zur Folge, daß zahllose Gegenstände, die früher im Hause hergestellt wurden, jetzt vorteilhafter fertig gekauft werden; andrerseits sind die Löhne und sonstigen Ansprüche der Dienstboten erheblich gestiegen, und ihr schon oben berührter gesteigerter Unabhängigkeitssinn, ihre Abneigung, sich in die Hausordnung zu fügen, machen es jedem Hause wünschenswert, so wenig Dienstboten als möglich anzustellen. Unzweifelhaft werden auch dieselben Ursachen zu noch wachsender Einschränkung in der Zahl der Dienstboten führen. So weit hierdurch einerseits eine größere Einfachheit des häuslichen Lebens der bemittelten Kreise herbeigeführt, andrerseits die Hausfrauen und Töchter veranlaßt werden, in höherem Maaße als bisher vielfach und in rationellerer Weise selber sich um die häusliche Arbeit zu kümmern, bedeutet diese Entwicklung unzweifelhaft einen sozialen Fortschritt. Wir würden es aber für ein nationales Unglück halten, wenn sie — nach amerikanischem Vorgang — wirklich zur vollständigen Zerstörung der Dienstboten-Institution führen sollte, derart, daß wie dort nur wenige reiche Leute sich den seltenen Luxus häuslicher Dienstboten leisten könnten, während die große Menge der in mittleren Verhältnissen lebenden Familien es nur noch zur Anstellung von Stundenfrauen brächte: was dann in zahlreichen Fällen eine Verdrängung der häuslichen Küche durch die Garküche oder das Wirtshaus, und mittelbar eine verhängnisvolle Lockerung des häuslichen Lebens, zur unausbleiblichen Folge hat. Es wäre das eine ernste Kalamität für alle Teile. Denn zu jeder Zeit, auch im demokratischsten Lande, wird eine gewisse gesellschaftliche Gliederung bestehen: die Kreise, welche Kunst, Wissenschaft, gemeinnützige öffentliche Thätigkeit ausüben und eine ererbte und anerzogene feinere Sitte vertreten, werden — Frauen wie Männer — im Hause einer Unterstützung zur Bewältigung der groberen Arbeit bedürfen, um die ihnen obliegenden Aufgaben ungehemmt erfüllen zu können; und andrerseits wird es immer dürftigere Bevölkerungsschichten geben, für deren Töchter es ein Glück und eine Förderung ist, in besser gepflegten Häuslichkeiten als der ihrer Eltern zu häuslichen Arbeiten erzogen zu werden. Für zahllose junge Mädchen ist ein mehrjähriger Dienst in einem gebildeten und geordneten Hause eine durch nichts Andres zu ersetzende Wohlthat, ist insbesondre dem frühzeitigen Eintritt in die Fabrik im Interesse ihrer sittlichen Entwicklung und ihrer Ausbildung zur künftigen Hausfrau unendlich vorzuziehen.*) Natürlich wird dieser Dienst, soweit er eine ganz unselbständige Stellung anweist, die meisten Mädchen als dauernder Lebensberuf nicht befriedigen; er ist dies ja aber auch nur ausnahmsweise. Bei der Mehrzahl führt die Verheiratung den naturgemäßen Abschluß herbei; und unter denen, die unverheiratet bleiben, gewinnen manche in der Familie, der sie lange Jahre ihre Dienste gewidmet haben, eine Vertrauensstellung und eine damit verbundene Selbständigkeit, die ihnen mit einem dankbaren Beruf eine volle Befriedigung gewähren.

Friedrich von Oertzen

*) Wir beklagen es nicht, daß die Zahl der männlichen Dienstboten sich mehr und mehr verringert, und daß in großen Häusern die Gewohnheit in steigendem Maaß sich durchsetzt, die Stellen der Kutscher, Gärtner und Hausdiener mit verheirateten, außerhalb des Hauses wohnenden Männern zu besetzen; denn das Zusammenleben von Dienstboten beider Geschlechter in einem Hausstand pflegt naheliegende Mißstände herbeizuführen; und der Typus des unverheirateten „Bedienten" ist durchweg kein erfreulicher.

El-Azhar

Wo im Osten von Kairo die Khalifengräber, umgeben von hohen Sandhügeln, ihre weißen, sonnigen Kuppeln erheben, da ragen unweit, ehe man die Stadt durch das Bab el Ghorayeb verläßt, die schlanken Minarets der gewaltigsten muhammedanischen Universität hinauf in den dünnen Aether der warmen ägyptischen Luft: El-Azhar, die Hochschule der Moslems.

Am Tage vorher hatte ich das uralte Gebäude aus der Ferne von den Palastfenstern der Zitadelle aus bewundert und mir fest vorgenommen, die Stadt nicht zu verlassen, ohne diesen Zentralpunkt, den Sitz orientalischen Wissens in Augenschein genommen zu haben. Am folgenden Morgen machte ich mich also in Begleitung eines Freundes, meines Gehilfen, auf und erreichte nach kurzem Gange von der Muski kommend gar bald die hohen Portale der Moschee. Universität und Moschee gehören zusammen und sind eins; alles Lernen ist religiösen Charakters. Alle Wissenschaft ist, nach Ansicht des muhammedanischen Gelehrten, im Koran enthalten. Nicht nur ist der Koran ihm die grammatische Grundlage für seine Sprache, sondern alle Gelehrsamkeit, alle Erkenntnis, die er für nötig erachtet und die ihm nützlich und gut erscheint, sei es auf juristischem, sei es auf geschichtlichem, sei es auf naturwissenschaftlichem oder geographischem Gebiete, ist nach seiner Meinung von Gott im Koran eingeschlossen. Was Wunder, daß Omar bei der Eroberung Alexandriens auf die Frage seines Generals Amr-Ibn-el-Asi, was mit den 500000 Manuskripten der Alexandrinischen Bibliothek geschehen solle, die wohlbekannte Antwort gab: Wenn diese griechischen Schriften mit dem Worte Gottes übereinstimmen, so sind sie überflüssig, und man braucht sie nicht aufzubewahren; stimmen sie aber nicht damit überein, so sind sie schädlich und müssen vernichtet werden. Und ohne Zögern kam der Befehl: Ins Feuer mit ihnen! Viertausend städtische Bäder wurden nach Bar-Hebräus sechs Monate lang von diesen unersetzlichen Schätzen mit dem nötigen Brennstoff versehen.*)

Der Koran genügt den Muhammedanern. Die Folge davon ist, daß noch heutiges Tags, am Vorabend des zwanzigsten Jahrhunderts, der Maula (Professor) an der Azhar seine Studenten lehrt, daß die Erde eine Scheibe ist, auf der wir Menschenkinder nach dem Willen Gottes umherspazieren, und daß wir sehr vorsichtig sein müssen, ihrem Rande nicht zu nahe zu kommen. Die indischen Fabeln, daß die Erde auf einem Elefanten ruht, der von einer gewaltigen Schildkröte getragen wird, haben dem Einflusse europäischen Wissens weichen müssen: hoffentlich wird auch für die muhammedanische Welt bald die geistige Umnachtung dem hellen Morgen entgegendämmern.

Durch die gewölbten Thore treten wir ein in die Moschee, nachdem unsre Füße vorher mit einem besondern Paar gelber Pantoffeln versehen sind, damit unsre unheiligen Schuhe die heiligen Hallen nicht verunreinigen. Eine große Anzahl einfacher Säulen, verbunden durch ein Netzwerk von Balken, tragen das tausendjährige Dach. Strohmatten bedecken den Boden, auf dem hin und her an den Säulen die Professoren sitzen, umgeben von ihren Lernenden. Mit gekreuzten Beinen nach orientalischer Art sitzen sie da, eine beständige schaukelnde Bewegung des Oberkörpers nach vorwärts und rückwärts innehaltend, während in endloser Weise Sura um Sura des Korans hergeleiert oder hergesungen wird. Jahrhunderte blicken von den Säulen hinab auf dieselben Tarbusche, dieselben Kaftane, dieselben Bücher, dasselbe Wissen, dasselbe Lernen. Die Häupter wechseln; viele Tausende sind wieder zur Erde geworden, wie sie gewesen, doch die Gedanken sind dieselben, sie wachsen nicht, sie entwickeln sich nicht. Als unsre Vorfahren noch im wilden Zustande die weiten Wälder des germanischen Urforstes durchstreiften, saßen die Ureltern dieser Studenten schon unter demselben Dache mit denselben Büchern in den Händen.

Wieviel Männer studiren hier? frage ich einen der Scheichs. 20000! antwortete er in kaltem, eisigen Grabeston. Ich weiß, daß diese Zahl wenigstens um das Doppelte zu hoch gegriffen ist. Die Zahl ist so gewaltig — der Scheich kann sie nicht fassen: „Allah jaaref“ (Gott weiß es). Wieviel Nationen sind hier vertreten? frage ich weiter. Alle Nationen der Erde, war die kalte Antwort. Nach Thoren, wonach sich die Lehrer nennen, sind sie eingeteilt. Dort scharen sich die Javanen um ihren Meister, dort die Inder, dort die Perser, dort die Syrier, dort die Türken, dort die vom Westen: Tripolis, Tunis, Algerien und Marokko, dort die vom Süden, von den Wüstenstrecken Arabiens, von den Oasen der großen Wüste. Wer zählt die Völker, kennt die Namen, die gastlich hier zusammen kamen? Sie alle sind gekommen, das Eine zu lernen, den Koran und seine Auslegung, gekleidet in klassisches Arabisch. Manche bringen viele Jahre in der Azhar zu, gar altbemoste Häupter. Neulich traf ich mit einem Scheich in Alexandrien zusammen, der zwanzig Jahre in der Azhar studirt hatte!

An den innern Wänden der Moschee sah ich Scharen von Kindern, die sich, in Klassen eingeteilt, um ihre Lehrer gesammelt hatten. Auch sie lernten den Koran. Man sagte mir, etwa zweihundert Knaben unter zehn Jahren befänden sich in der Moschee. Kleine schwarzäugige Gestalten in nicht zu reinlicher Kleidung. Ihnen scheint das Auswendiglernen gar nicht leicht zu werden, und oft genug fällt der Rohrstock in gutem Ernste auf ihre schwarzen Wollköpfe: denn wohin er trifft, bleibt dem Lehrer gleich, einerlei, solange als die Buben nur fühlen, und da der Kopf gewöhnlich am leichtesten zu erreichen ist, so hat er am meisten herzuhalten.

Nach einigen Windungen durch Gänge und Räume gelangen wir zu der engen Treppe, die uns zu den Wohnzimmern der Studenten führt. Mein christlicher Begleiter ist hier überall wohl bekannt. Von allen Seiten „salaamt“ man uns, und nach mehrfachen Einladungen betreten wir, der Neugier halber, eines dieser kleinen Cubiculums. Ein schmaler Divan, Reisekasten und Eckbort sind das einzige Inventar. Weder Bett noch Stuhl noch Waschtisch sind zu sehen. Wir wundern uns noch, wo der Zellenbewohner schlafen mag, denn der Divan ist entschieden zu kurz dazu, als wir plötzlich eine Matratze und Decke draußen vor dem Fenster entdecken, die der Musenjüngling, nach vorheriger Wäsche, dort zum Trocknen aufgehängt hat. Auf der Erde ausgebreitet bieten Matratze und Decke ihm ein einfaches, doch genügendes Bett. Seine Schreibmaterialien, Papiere und einige Manuskripte befinden sich auf dem Eckbort, während die Reisekiste seine übrigen Reichtümer enthält. Einen Schreibtisch braucht er nicht, denn die Araber schreiben nie auf einem Tische, sondern halten stets das Papier in der linken flachen Hand. Deutsche Studentenspeere und Bierkrüge giebt es nicht, denn der Student des Islam schlägt sich nicht und trinkt auch nicht. In einigen Räumen sieht man Tschibuks (Wasserpfeifen) in der Ecke stehen; doch ziehen die Araber in der Regel ihre selbstgedrehten Zigaretten vor, von denen sie ungemeine Quantitäten konsumieren. Einer von ihnen versicherte mir, daß er täglich seine vierzig bis fünfzig verbrauche. Während ich mich noch über diese Zahlen wunderte, klang plötzlich der langgezogene Gebetsruf von dem gegenüberliegenden Minaret an mein Ohr: „Allaha — Akbar — La Illah — Illah Allah — Muhammed Rassül Allan!“ Der Ruf der ewigen Wahrheit und der ewigen Lüge.

Wir kehren zurück durch die Hallen und Säle, die sich schon mit Betenden füllen. In langen Reihen stehen sie da, der Vorbeter vor der Front. Dreimal beugen sie sich, die Daumen beider Hände an den Schläfen, knieen nieder und reiben die Stirn im Staube, während sie „Sura el Fattha“ und andre Gebete murmeln. Doch genug. Hinaus eilen wir ans helle Licht des Tages, das dunkle Mittelalter hinter uns zurücklassend.

Wollte Gott, wir könnten die, die sich dort dem unbekannten Gott beugen, hinweisen auf Ihn, der da sagt: Ich bin das Licht der Welt, wer mir nachfolgt, der wird nicht im Finstern bleiben.

Die ägyptischen Staatsschulen thun der Azhar seit einiger Zeit großen Abbruch. Natürlich verachten die von europäischen Lehrern unterrichteten Effendis (junge Männer) die mittelalterliche Gelehrsamkeit der Azharstudenten. Auch zur Anstellung im ägyptischen Staatsdienst haben die Azharies (wie sie sich nennen) noch ein besondres Examen zu machen. Alles dient dazu, um den Ruhm der alten Hochschule immer mehr in den Schatten

*) Die Geschichtlichkeit dieser Anekdote steht freilich nicht fest. Aber se non e vero, e ben trovato. D H

zu stellen. Außerdem dringen Freidenkerei und Christentum mehr und mehr ins Land ein.

Mein Gehilfe, Ayoub Abdallah, war früher Student in der Azhar, doch ist er seit Jahren zum Christentum übergetreten und bekennt es frei und offen. Wohl hatte er im Anfang harte Verfolgung zu leiden, doch die Zeiten sind vorüber. Heute herrscht in Aegypten Religions- und Glaubensfreiheit. Und dies ist das Todesurteil für den Islam.

Wo Freiheit herrscht, muß Knechtschaft fliehen.

Krumm

Glossen zu einem Rückertschen Gedicht

1. Als wie der Mensch, so ist sein Gott, sein Glaube,
Aus geistgem Aether bald, und bald aus Erdenstaube.

Ist das nicht ein gefährlicher Satz, der die Wirklichkeit Gottes im Grunde aufhebt? Er wäre es, wenn Gott nur in unsern Gedanken lebte; aber das ist nicht gemeint. Gemeint ist, daß Jeder ihn nur so wahrzunehmen vermag, wahrnehmen muß, wie er selbst geartet ist. „Der Mensch schafft sich seinen Gott“ — gewiß; er schafft ihn sich, wie sich ein Knecht seinen Herrn schafft; er schafft ihn sich, wie wir uns alle unser Geschick schaffen.

Es giebt nur zwei Götter — der aus „geistigem Aether“ und der „aus Erdenstaube“. Jesus hat diesen den „Mammon,“ Paulus hat ihn „den Gott dieser Welt“ genannt. Es ist der Gott, an den sich die eine Seele hält mit klammernden Organen. Es ist der Gott, durch den wir die ganze Welt gewinnen möchten, und wirklich stehen ihm die Reiche dieser Welt und ihre Herrlichkeit zu Gebote. Der andere Gott ist der Geist, wo aber der Geist ist, da ist Freiheit.

2. Doch doppelt ist der Gott, der Glaube doppelt auch,
Hier selbstentkommner Trieb, dort überkommner Brauch.

Die Religion des überkommenen Brauchs ist auch Religion. Wer nur auf sie schilt, der ist entweder ein Prophet — dann soll er schelten —, oder ein Unwissender, dann soll er schweigen. In Sitte und Pietät lebt auch Religion; ja Ehrfurcht zu haben vor der Religion Anderer ist schon Religion.

Doch — wer darf von ihr sprechen ohne den „selbstentkommenen Trieb“ zu kennen? Religion ist Leben und Freiheit in Gott, eigenes Leben und eigene Freiheit — kein Brauch kann sie ersetzen, wohl aber hält er sie oft genug nieder, ja erstickt sie. Also giebt es überall zwei Religionen, ja jede Religion ist im Grunde eine Zweiheit. Das scheint ein hartes Problem zu sein.

3. Das Eigenste wird nie ganz frei vom Angenommnen,
Doch übt die Eigenheit ihr Recht am Ueberkommnen.

Hier ist der Ausgleich und darum die Lösung. Die Fackel haben wir nicht selbst entzündet; wir haben ihr Feuer geholt; es ist unsre Fackel und doch nicht unsre. In dem „Angenommenen“ sind die heiligen Erfahrungen und Kräfte solcher beschlossen, die lebendiger und reicher waren als wir. Darum ists gut, daß das Eigenste nie ganz frei wird vom Angenommenen.

Aber die Eigenheit hat ihr Recht am Ueberkommenen zu üben, und dieses Recht ist Pflicht; denn das Ueberkommene erstarrt, wenn es unbewegt bleibt; es legt sich wie eine Decke von Eis auf alles Lebendige, wenn es nicht durchbrochen wird.

4. Man reißt das Haus nicht ein, das Väter uns gebaut,
Doch richtet man sichs ein, wie mans am liebsten schaut.

Gewiß — es handelt sich in der Religion nicht nur um ein Feuer, das wärmt oder verzehrt, sondern um ein Haus, in dem wir mit Allem wohnen, was wir sind und haben. Das wollen die stolzen Heiligen nicht gelten lassen. Jenes Haus, das uns lieb ist, haben wir nicht selbst gezimmert; von den Vätern haben wirs ererbt, und wir danken es ihnen.

Aber wir wollen nicht darin wohnen wie Sklaven in einem Gefängnis, sondern als die freien Herrn; es soll unser Haus werden. Darum dürfen wir es nicht lassen, wie es ist.

5. Und räumt man nicht hinweg ehrwürdge Ahnenbilder,
Durch Deutung macht man sie und durch Umgebung milder.

Alles Ehrwürdige soll man festhalten, denn es giebt nicht viel davon in der Welt, und zumal ein ehrwürdiges Bild kann nie wertlos werden. So Manches in der überlieferten Religion erhält erst dadurch wieder Wert für uns, daß wir es als Bild betrachten. Einst war es etwas Anderes; nun muß es zum Bild werden, oder es muß weichen. Das Bild wird durch Deutung zum Gleichnis. Was einst historisch wertvoll war, wird nun psychologisch verstanden; es verliert an Tragkraft, aber es gewinnt an Gehalt und allgemeiner Geltung. Je und je hat sich gegen solche Deutung und Umdeutung eine Reaktion in den Kirchen erhoben mit der Forderung, man solle den Worten und Geschichten ihren ursprünglichen Sinn zurückgeben. Sie wissen nicht, was sie thun; sie wollen dem Strome gebieten, rückwärts zu fließen. Wohin kämen wir, wohin kämen auch sie, wenn man mit jener Forderung Ernst machte?

Aber nicht nur die Deutung erweicht das Spröde und zieht das Fremdgewordene wieder in unseren Kreis herein: alle die neuen Erkenntnisse, die wir gewonnen haben, umhüllen es; es wird eingestellt und eingebettet in unsre Erlebnisse und erhält so, auch ohne Umdeutung, eine neue Bedeutung. Es wird uns vertraut und unser Eigenthum.

6. Des Glaubens Bilder sind unendlich umzudeuten,
Das macht so brauchbar sie bei so verschiednen Leuten.

Der Dichter ist im letzten Vers aus der Poesie in die Prosa gefallen, unbekümmert um einen ergreifenden Schluß. Aber er durfte es auch ohne einen solchen wagen; denn er hat Tiefsinniges geredet.

Labes

Verschiedenes

Das neue deutsche Recht. Die Bedeutung des Bürgerlichen Gesetzbuchs für das kirchliche Leben ist neuerdings in einer empfehlenswerten kleinen Schrift in gemeinverständlichem, wenn auch hin und wieder etwas trocknem Tone erörtert worden: Das neue Bürgerliche Gesetzbuch in seiner Bedeutung für die preußischen evangelischen Landeskirchen. Von Goßner, Konsistorialrat. Berlin, J. J. Heims 1899. 50 Pfg. Kirchliche Vereine aller Art können jetzt die volle Rechtsfähigkeit im Verkehr, und damit insbesondere die Möglichkeit, Grundstücke auf ihren Namen zu erwerben, dadurch erlangen, daß sie sich in das Vereinsregister eintragen lassen. Bisher konnten sie nur in verhältnismäßig seltenen Fällen der sogenannten Korporationsrechte durch Verleihung teilhaftig werden; sie waren deshalb vielfach darauf angewiesen, ihre Grundstücke auf den Namen anderer Personen eintragen zu lassen. Wesentlich ist ferner die Bestimmung, daß mit gewissen Maßgaben Schuldverschreibungen von Kirchengemeinden oder kirchlichen Verbänden durch das preußische Ausführungsgesetz als mündelsicher anerkannt sind.

Mit Freuden ist anzuerkennen, daß das Ehescheidungsrecht in einer Weise geregelt ist, die besonnenen religiösen Anforderungen entspricht. Besonders im Gebiete des Preußischen Allgemeinen Landrechts bedeutet dies eine außerordentliche Besserung des gegenwärtigen Rechtszustandes. Daß man die Zivilehe ohne schwere Schädigung des öffentlichen Rechtsbewußtseins nicht wieder abschaffen könnte, haben bei ruhiger Ueberlegung selbst die großentheils eingestehn müssen, welche grundsätzlich auf anderm Standpunkte stehen.

Von großer Bedeutung für die Erhaltung der elterlichen Autorität in der Familie ist die Einführung der mütterlichen Gewalt. Stirbt der Vater, so übt die Mutter ohne weiteres die Rechte gegenüber den Kindern aus, die dem Vater bisher zustanden; insbesondre hat sie bis zur Großjährigkeit der Kinder kraft Gesetzes den Nießbrauch am Kindesvermögen. In einer anderen Hinsicht ist freilich die finanzielle Abhängigkeit der Kinder von den Eltern für einen großen Teil des Reichsgebietes gemindert worden. So lange beide Eltern leben, haben die Kinder nur in den seltensten Fällen eigenes Vermögen und sind somit im Geldpunkte von den Eltern abhängig, bis sie sich ihren Unterhalt selbst verdienen. Stirbt aber Eins von den beiden Ehegatten, so wird es von dem Ueberlebenden und den Kindern beerbt und Letztere erhalten dadurch eigenes Vermögen. Bis jetzt war in einem großen Teile von Deutschland durch eine Reihe der verschiedenartigsten Bestimmungen Vorsorge dafür getroffen, daß der überlebende Ehegatte oder doch der überlebende Vater ohne weiteres Nießbrauch und Verwaltung des Kindesvermögens entweder für seine eigne Lebenszeit oder doch bis zum Eintritt der wirtschaftlichen Selbständigkeit oder bis zur Verheiratung der Kinder hatte. Das hat sich jetzt geändert. Die Kinder erlangen mit der Volljährigkeit, also dem 21. Jahre, die unbeschränkte Verfügung über ihr Vermögen, sofern die Eltern nicht

bei Zeiten durch Ehevertrag, Erbvertrag oder Testament dies ausgeschlossen haben. Nun ist ohne weiteres anzuerkennen, daß keine der erwähnten bisherigen rechtlichen Bestimmungen sich zur allgemeinen Einführung empfohlen hätte, und daß in den Ausführungsgesetzen Preußens und wohl auch der übrigen Landesstaaten Vorschriften gegeben sind, die den Uebergang in den neuen Rechtszustand möglichst erleichtern; auch ist zu hoffen, daß die Sitte, durch Ehevertrag, Erbvertrag oder Testament Vorsorge zu treffen, sich noch mehr einbürgern wird. Gleichwohl ist die Befürchtung nicht ganz unbegründet, daß das neue Recht namentlich in der Uebergangszeit Unzuträglichkeiten für die Erhaltung der Autorität in der Familie mit sich bringen kann.

Noch mehr kann dies herbeigeführt werden durch die Bestimmung, daß Kinder von 21 Jahren zur Eingehung einer Ehe der Einwilligung des Vaters, nach seinem Tode der Einwilligung der Mutter, nicht mehr bedürfen. Die Altersgrenze ist hier noch in letzter Stunde durch einen Beschluß des Reichstags in der nunmehr geltenden Weise festgesetzt worden. Vom evangelischen Standpunkte aus möchte man eine andere Regelung wünschen. Luther, der die Autorität der alten Kirche rücksichtslos zertrümmerte, hat umso nachdrücklicher den Autoritätsgedanken im Staate und in der Familie betont. Und es ist bekannt, wie sehr er gerade bei der Verheiratung der Kinder auf die Einwilligung der Eltern Gewicht gelegt hat. Es muß aber berücksichtigt werden, daß jede große Umwälzung, so notwendig und so heilsam sie sein mag, stets mit einzelnen Beeinträchtigungen materieller und idealer Interessen verbunden ist.

Wenn erst die Unbequemlichkeiten, die das Einleben in den neuen Zustand notwendig mit sich bringt, dem einzelnen Bürger zu seinem Aerger fühlbar werden, so kann man mit Sicherheit voraussagen, daß nach guter alter deutscher Sitte das Beamtentum dafür verantwortlich gemacht werden wird, oder, wie man in solchem Falle mit Vorliebe zu sagen pflegt, die schematische, alle Lebensunterschiede nivellierende Bureaukratie. Dem gegenüber ist daran zu erinnern, daß kaum ein andres Gesetz in demselben Maße vom Volke gewünscht und auf den verschiedenen Stufen der Entwicklung von seiner Teilnahme begleitet worden ist. Und wenn etwa in Süddeutschland die Klage erwachen sollte, daß man von Berlin aus mit Gewalt preußisch gemacht werde und alte bewährte Einrichtungen deshalb aufgeben müsse, so ist darauf hinzuweisen, daß die Segnungen der Rechtseinheit, ebenso wie seiner Zeit die Vorteile der Münzeinheit, vor allem dem mittleren und südlichen Deutschland zu Gute kommen. Hier bestand bis jetzt eine Rechtszersplitterung, die zum großen Teile nicht auf der Verschiedenheit wirtschaftlicher oder sozialer Verhältnisse beruht, sondern nur das Widerspiel der politischen Zersplitterung dieser Gegenden in der Vergangenheit bildet. Nur mit einem Teile seines Gebiets, vornehmlich seiner neuen Provinzen, nimmt Preußen an diesen für den Verkehr oft recht lästigen Zuständen teil.

Eine Betrachtung allgemeiner Art sei zum Schluß gestattet. Die Meisten vermögen nur für das sich zu erwärmen, was ihnen in einem unklaren Dämmerlicht als fernes Ziel vorschwebt. Tritt das Gedachte in die Wirklichkeit, so haftet ihm natürlicherweise stets menschliche Unvollkommenheit an, und man fühlt sich ernüchtert. Wenigen nur gelingt es, das in den Vordergrund zu stellen, was die Hauptsache ist; und sich an dem Erreichten zu freuen. Und doch ist das die Forderung, die das Leben täglich an uns stellt im Kleinen wie im Großen. Halten wir darum auch hier an den wesentlichen Gesichtspunkten fest! Wir sind über Nacht ein großer Staat geworden, aber nicht eine große Nation. Bis wir das von uns sagen können, werden noch Jahrzehnte angestrengter Arbeit vergehn. Ein starker Hebel auf diesem Wege der nationalen Entwickelung kann die Rechtseinheit werden. In diesem Sinn vor allem begrüßen wir sie. N N

Die kirchliche Aufgabe im neuen Jahrhundert finde ich in einem Privatbrief klassisch mit folgenden Worten formulirt: „Wie bringen wir das, was an natürlicher Kraft und Tüchtigkeit in den Leuten steckt, und das, was der Pastor auf der Kanzel sagt und doch wahrhaftig Allen notthut, aus dem bisherigen Mißtrauensverhältnis in einen ehrlichen rückhaltlosen Zusammenhang?“

An der Lösung dieser Aufgabe möchte die Christliche Welt gern mitarbeiten. R

An unsre Leser

Eine Ueberraschung zum neuen Jahr ist für unsre Leser die neue Kopfleiste im Titel unsers Blattes. Es ist das vierte Mal, daß unser Blatt sein Angesicht verändert. 1887 hieß es „Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt,“ seit 1888 „Die christliche Welt“; nunmehr schreiben wir auch offiziell, wie es ja sonst gemeinhin geschieht: „Die Christliche Welt.“ An der Zeichnung aber haben wir seit 1891 bereits wieder eine Aenderung vollzogen, indem wir damals zu dem jetzt unsern Lesern gewohnten Titel übergingen. So kräftig auch gegenüber den früheren blassen die Buchstaben dieses Titels waren, so unerfreulich wirkten doch die vielen Notenlinien, die das Bild durchfurchten. Nun hoffen wir eine gute reine Form gewonnen zu haben in Anlehnung an die gewohnte. Der ausgezeichnete Maler-Radierer Professor Peter Halm in München hat sie uns geschenkt. Ihre Vorbilder hat er in den klassischen Typen des Reformationszeitalters gefunden. Möchten sich unsre Leser mit uns dran freuen.

Gleichzeitig geht der Druck unsers Blattes aus den bewährten Händen der Firma Carl Marquart in Leipzig, mit der wir dreizehn Jahre in schönster Eintracht gearbeitet haben, in die der Ehrhardtschen Buchdruckerei (Heinr. Bauer) in Marburg über. Der Betrieb und die Expedition wird sich dadurch vereinfachen. Sollten sich fürs erste kleine Störungen einstellen, was wir nicht hoffen, so bitten wir den Verlag zu benachrichtigen.

Unser Papier ist das alte geblieben. Wenn es verändert scheint, so liegt das an seiner andern Behandlung. Es wäre uns lieb, Stimmen zu hören, ob die bisherige Erscheinung des Papiers oder die heutige willkommener ist. R

Das neue Jahrhundert

Ich nahe, ich nahe mit tönenden Schritten,
Habt Ehrfurcht!

Aus Tiefen der Ewigkeit, dunkel flutend,
Heilig lebendigen, webenden Tiefen,
Strahlend im purpurnen Lichtgewand
Herauf steigt das Neue Jahrhundert!
Nun breitet die Hände, ihr Menschenkinder,
Dem neuen Tage voll Andacht entgegen!
Bringt kindlicher Herzen heilige Wünsche,
Ich komme mit Segen von eurem Gott!

Du neues Jahrhundert, erhör unser Flehen!
Wir alle tragen ein tiefes Sehnen,
Ein heißes, drängendes, verlangendes in uns!
Es lag auf uns ein langer Winter,
Bang und schwer — nun hörten wir es rauschen,
Wir alle hoffen, das ist Frühlingssturm,
Wir sind stark, ihn zu bestehn, und mag er auch stürzen
Wohl Manches, das uns lieb — ehrwürdig alt —:
Laß brechen, laß fallen, was nicht leben kann!
Das welke Laub von vergangenem Sommer,
Mag es sterben! — Wir vertrauen,
Es wird die ewig sprießende Kraft
Der Gottheit neues Leben erwecken!
Wir fühlen ein Drängen, ein gewaltiges Regen
Dumpf und mächtig, in unsern Zeiten —
Wir alle hoffen, das ist Frühlingssprießen,
Wir alle treten mit heißem Flehen
Im neuen Jahrhundert zum alten Gott:
„O willst Du uns segnen, führ uns den Frühling,
Den wir erhoffen, den Geistesfrühling,
Führ ihn uns herrlich herauf!“

Gertrud Prellwitz

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M. Dienstag, 9. Januar, nachmittag 5, in der Rosenau: Seinsurteile und Werturteile.

Goslar. Montag, 15. Januar, nachmittag 5¼, im Achtermann: Der evangelische Christ und die Bekenntnisschriften.

Magdeburg. Vierteljahrs-Versammlung, Mittwoch, 17. Januar, nachm. 3, bei Wuthe, Hasselbachstraße 1: Der evangelische Glaube und die historische Kritik. Ref. Pf. Rade in Marburg.

Für den Konf.-Unterricht.

Bei **Hellmuth Wollermann** in **Braunschweig** erschien:

Brief über die Konfirmation.

Seelsorgerischer Brief des konfirmierenden Pastors an die Eltern, Vormünder 2c. der Konfirmanden.

10 ₰, 25 St. ℳ 2, 50 St. ℳ 3.50, 100 St ℳ 5, 1000 St. ℳ 45.

Probeexemplar kostenlos.

Absatz bisher über 50000 Exemplare!

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen, Freiburg i. B., Leipzig

In meinem Verlag sind kürzlich erschienen:

Duhm, D. Bernhard, Professor der Theologie in Basel, **Die Psalmen.** Im Versmaß der Urschrift übersetzt. M. 2.50, geb. M. 3.30.

Kautzsch, E., Professor der Theologie in Halle, **Die Apokryphen u. Pseudepigraphen des Alten Testaments** in Verbindung mit mehreren Fachgelehrten übersetzt und herausgegeben von E. Kautzsch. Vollständig in zwei Bänden. M. 20.—, geb. M. 24.—.

(Der Subskriptionspreis ist am 31. Dezember 1899 erloschen).

Erster Band: Die Apokryphen. Einzeln M. 12.—, geb. M. 14.—.

Zweiter Band: Die Pseudepigraphen. Einzeln M. 12 —, geb. M. 14.—.

König, D. Dr. Ed., Professor der Theologie in Rostock, **Die Originalität des neulich entdeckten hebräischen Sirachtextes.** M. 2.50.

Schweitzer, Dr. Albert, Die Religionsphilosophie Kants von der Kritik der reinen Vernunft bis zur Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. M. 7.—.

Textbibel des Alten und Neuen Testaments herausgegeben von D. E. Kautzsch.

(Das Neue Testament in der Uebersetzung von D. C. Weizsäcker).

Ausgabe A. Altes und Neues Testament mit den Apokryphen des Alten Testaments brosch. M. 10.50, in Bibeleinband geb. M. 12.—.

Ausgabe B. Altes und Neues Testament ohne die Apokryphen des Alten Testaments brosch. M. 9.—, in Bibeleinband geb. M. 10.50.

Vielseitigen Anfragen und Wünschen Folge leistend, habe ich mich entschlossen, auch das Alte Testament der „Textbibel" einzeln abzugeben.

Ausgabe C. Altes Testament mit den Apokryphen des Alten Testaments brosch. M. 8.80, geb. ca. M. 10.30.

Ausgabe D. Altes Testament ohne die Aprokryphen des Alten Testaments, brosch. M. 7.60, geb. ca. M. 9.10.

Als Ausgabe E wird das Neue Testament bezeichnet.

Wimmer, R., Das Leben im Licht. Ein Andachtsbuch. M. 2,80. geb. M. 3.60.

Man verlange diese Nummer als Probenummer!

Statt besonderer Anzeige

Durch die glückliche Geburt eines gesunden **Töchterchens** wurden hocherfreut

Gymnasial-Oberlehrer Dr. H. Rassow und Frau,
Johanna, geb. Thiersch

Elberfeld, den 21. Dezember 1899.

Gertrud Moeller
Wilhelm Schubring
Predigtamtskandidat
Verlobte
Krefeld Erfurt

Ein Schleswig-Holsteinischer älterer im Unterrichten durchaus erfahrener **Theologe** wird als **Hauslehrer** und Erzieher sofort auf 1 Jahr nach Neumünster gesucht. **Höchstes Gehalt.**
Meldungen bei **Pastor Schacht, Kiel,** Ringstr. 78 pt.

Der Kunstwart.
Rundschau über Dichtung, Theater, Musik u. bildende Künste. Vierteljährl. 6 Hefte mit Bildern und Noten 3 Mk. Verlag von Georg D. W. Callwey, München.

Was willst Du werden?
Ratgeber bei der Berufswahl.
Der Jurist.
→ Preis 50 Pfg. ←
Verl. von **Paul Beyer** in **Leipzig.**

Neu! Echo- Neu!
Mund-Harmonika
ist eine entzückende Neuheit von hervorragend schöner Klangfülle und Ausstattung, 32-tönig, ff. Nickeldecken, in elegantem Etuis verpackt.
Es ist ja
noch wenig bekannt, dass ein Jeder auf diesem Instrument nach der umsonst beigefügten Schule die schönsten Melodien mit der dazu gehörigen Begleitung künstlerisch zum Vortrag bringen kann. Die Schule enthält neben einer genauen Anleitung viele bekannte Lieder etc. und lässt sich in einer Stunde ohne Lehrer und Notenkenntnisse
Alles da
rauf spielen. Dieses vorzügliche Instrument, welches in keiner Familie fehlen sollte und welches sich vorzüglich zum Weihnachts-Geschenk eignet, kostet bei vorheriger Einsendung in Briefmarken nur
1 Mark 80 Pfg.
bei Franco-Zusendung. Nachnahme teuerer. Man adressire an:
Musik-Versandt-Haus, Rostock
Mecklenburg.

Pianinos v. Mk. 400.— an.
Harmoniums
von Mk. 80.— an.
Höchster Baarrabatt. Ratenzahlg. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung. Gr. illustr. Katalog gratis-franco.
Wilh. Rudolph i. Giessen.

Honig garantiert chemisch rein, empfehle in 10-Pfd.-Posteimern franko gegen M. 6,— Nachnahme oder Voreinsendung.
Zahllose Empfehlungen!
H. Gieseking, Bremen 405-D. W.

Gebr. Stoffregen, Hannover
im evangelischen Vereinshaus
empfehlen alle Arten
Paramente und Kirchengeräte
Kirchenkronleuchter,
Wachslichter, Hostien, ferner:
Talare, Baretts und Bäffchen
III Kataloge. Billigste Preise.
Reelle Bedienung.

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft
Organ des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins
Herausgegeben von
Prediger Dr. **Arndt** in Berlin

Jahrgang 1899, Nr. 11 und 12: L. Frobenius, Das „Gut und Böse" der Naturvölker. — Pf. Schiller, Die Gefährdung des Missionsschulwesens in Japan. — Pf. Haas, Schintoistisches. — J. Bolljahn, Korea, Land und Leute. — Prof. Nippold, Die russischen Sekten in ihrer religionsgeschichtlichen Bedeutung. — Lic. Dr. Gloatz, Koloniales, Die deutschen Schutzgebiete 1898. — Litteratur. — Vereinsnachrichten: Zum Gedächtnis D. Fabers u. s. w.

Jährlich 12 Hefte, 5 Mark — Postzeitungskatalog 8457
Verlag von A. Haack in Berlin

Soeben sind erschienen:

Grundriß der kirchlichen Kunstaltertümer in Deutschland bis zum 18. Jahrh. Von Dr. H. Bergner. Mit 228, meist Orig.-Abbild. 7 Mk.; geschmackvoll geb. 8 Mk.

Vermöge knapper, prägnanter Ausdrucksweise, die durch eine wundervolle Illustrierung ergänzt wird, ist dieser Grundriß die reichhaltigste aller vorhandenen Darstellungen der kirchlichen Kunstarchäologie.

Grundriß des deutsch-evangelischen Kirchenbaues. Von Sup. R. Bürkner. Mit 45 Abbild. 5 Mk.; geschmackvoll geb. Mk. 5,80.

Vergl. die Selbstanzeige des Verf. in Nr. 47 der Chr. Welt.

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinr. Bauer in Marburg
Hierzu eine Beilage vom Deutschen Hilfsbund für Armenien, C.-C. Berlin